



Heimatgenuß

Jahrbuch der
Deutschen aus Litauen

1961

DER
 DEUTSCHE

AUS LITAUEN

LIEST

SEIN HEIMATBLATT

DIE

Heimatstimme

Heimatgruß

Jahrbuch

der Deutschen aus Litauen

für 1961

Landsmannschaft der Litauen - Deutschen

Die Photos stellten lebenswerterweise zur Verfügung: Frau Edith Kunfert, Bremerhaven; Frau Frieda Lauks, Uetersen; Herr Alfons Himmel, Langenwang (Österreich); Frau Marie Lorenz, Cienze bei Lüchow; Herr Oswald Olechnowitsch, Augsburg; Herr Walter O. Lüneburger, Nürnberg; Frau Stefanie Pivonas-Odyniec, Bansleben/Schöningen; Frau Auguste Gleichförsch, Salzgitter-Lebenstedt; Frau Sonja Gluschkow, Berlin; Frau Bertha Wegner, Oberhausen; Herr Eugen Foerster, Bamberg; Herr Harry Mett, Rüsselsheim (Main); Herr Albert Weber, Salzgitter-Lebenstedt; Frau Elisabeth Josephl, Sarstedt/Hannover; Herr Arthur Huck, Erkrath-Unterbach; Herr Johann Grubert, Meckenheim/Köln; Fräulein Wanda Niederstrass, Salzgitter-Lebenstedt; Herr Alwin Frommert, Hannover; Münden.

Herausgeber:

Landsmannschaft der Litauen-Deutschen

Redaktion, Zusammenstellung und graphische Gestaltung:
Woldemar Günther, Salzgitter-Lebenstedt

Druck:

Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland)

Zum Geleit

Vor zwanzig Jahren stand das Deutschtum in Litauen vor einer Schicksalswende. In den Wochen vor Weihnachten 1940 verfolgten wir in der von den Bolschewisten seit Juni d. J. besetzten Heimat mit bangem Herzen den Verlauf der Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion, die der Umsiedlung unserer Volksgruppe nach Deutschland galten. Nicht alle Landsleute erkannten damals die Tragweite dieser Aktion, doch empfanden alle den lähmenden Druck der Ungewißheit und Unsicherheit. Als daher am 10. Januar 1941 der ersehnte Vertrag zustande kam, durften die Litauendeutschen erleichtert aufatmen, nach wenigen Wochen begann der große Umzug, der die Rettung vor dem Untergang war. In den kritischen Herbstmonaten vor zwanzig Jahren hatte die ganze Volksgruppe endlich den Wert ihrer Volkstumsorganisation zu schätzen gelernt und sich um den ehemaligen „Kulturverband“ geschart.

Heute drohen wieder dunkle Wolken am politischen Horizont, diesmal dem deutschen Gesamtvolk. Sie sind nur durch Einigkeit, Festigkeit und Opferbereitschaft zu bannen. Diese Erkenntnisse sollten wir, eine hart geprüfte Vertriebenengruppe, in Erinnerung an die Erlebnisse vor zwanzig Jahren unserem Gesamtvolk immer näher bringen und ständig vor Augen halten. Laßt uns aber auch selber fester zusammenstehen als bisher und das uns einigende landsmannschaftliche Band intensiver pflegen und stärken. Möge das in dankenswerter Weise mit viel Mühe vom Mitarbeiterkreis der „Heimatstimme“ geschaffene „Jahrbuch 1961“ ein neuer wertvoller Baustein unserer Landsmannschaft sein.

Johannes Strauch

Sprecher der Landsmannschaft der Litauen-Deutschen

Linz (Rhein), im November 1960

KALENDER 1961

	Januar	Februar	März
S	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26
M	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27
D	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28
M	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29
D	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30
F	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31
S	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25

	April	Mai	Juni
S	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25
M	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26
D	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27
M	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28
D	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29
F	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30
S	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24

	Juli	August	September
S	2 9 16 23 30	6 13 20 27	3 10 17 24
M	3 10 17 24 31	7 14 21 28	4 11 18 25
D	4 11 18 25	1 8 15 22 29	5 12 19 26
M	5 12 19 26	2 9 16 23 30	6 13 20 27
D	6 13 20 27	3 10 17 24 31	7 14 21 28
F	7 14 21 28	4 11 18 25	1 8 15 22 29
S	1 8 15 22 29	5 12 19 26	2 9 16 23 30

	Oktober	November	Dezember
S	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31
M	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25
D	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26
M	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27
D	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
F	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
S	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30

Karfreitag 31. März, Ostern 2. und 3. April, Christi Himmelfahrt 11. Mai, Pfingsten 21. und 22. Mai, Fronleichnam 1. Juni, Buß- und Bettag 22. November

HERBERT DOMELA:

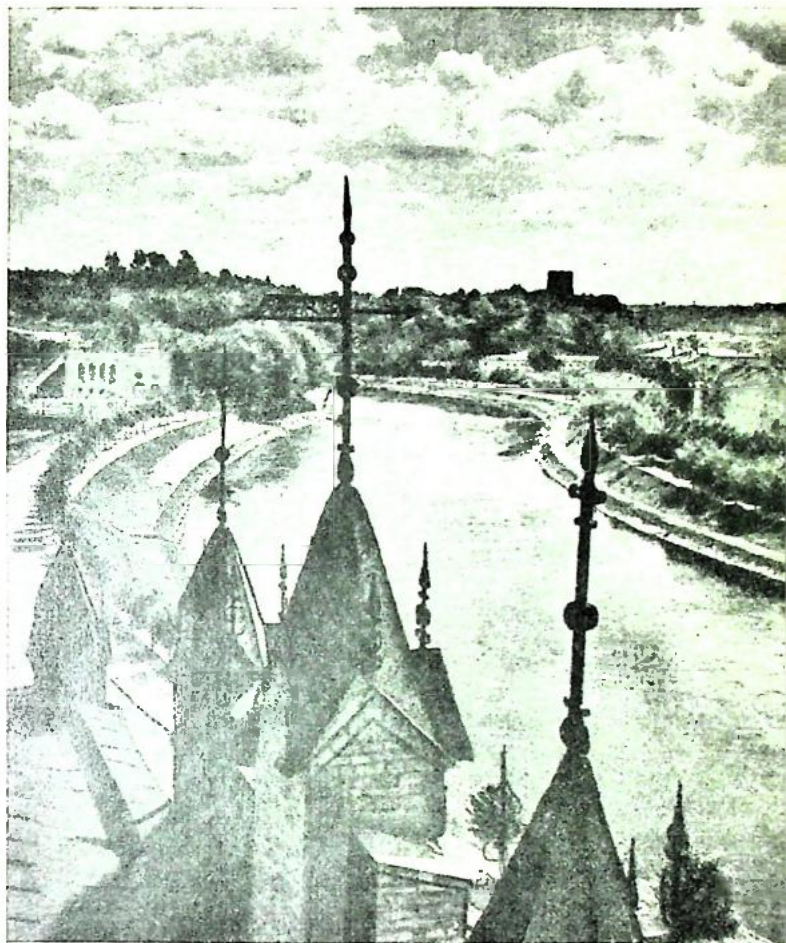
Litauen, seine Geschichte und seine Deutschen

In der autobiographischen Trilogie der baltischen Schriftstellerin Zenta Maurina, die heute als Heimatvertriebene in Schweden lebt, steht folgender, uns Litauendeutsche besonders beeindruckender Satz: „Ich will ein neues, von Blut und Angstschweiß unbeschwertes Haus bauen, nicht Vergangenen nachhängen, sondern dem neuen Tag einen neuen Weg bereiten.“ Wer von uns Heimatvertriebenen in der neuen Umgebung das Leben meistern will, der muß diese Worte beherzigen, der darf sich nicht von der Erinnerung an die Vergangenheit, die ja bekanntlich meistens rosiger ist als die Gegenwart, übermannen lassen, sonst bringt er die nötige Härte für den Lebenskampf nicht auf. Damit ist aber nicht gesagt, daß wir im Rahmen unserer Landsmannschaft nicht heimalliche Tradition und heimalliches Kulturgut pflegen sollen. Im Gegenteil: Stunden der Besinnung muß es geben, in denen wir Erinnerungen aufleben lassen und das uns nachfolgende junge Geschlecht, das unsere alte Heimat nicht kennt, mit dem Leben und den Sitten unserer Väter vertraut machen. Diesem Zwecke sollen die nachstehenden, seinerzeit als Vortrag vor einem begrenzten Kreis abgefaßten Ausführungen dienen.

Die Litauer gehören wie die Germanen, Slawen und Romanen der indogermanischen Völkerfamilie an und sind schon seit den ersten nachchristlichen Jahrhunderten an der mittleren Memel und ihrem Nebenfluß Nerys ansässig. Da sie, durch Sümpfe und Wälder abgeschieden, nur wenig mit der Außenwelt in Berührung kamen, hat sich ihre Sprache im Laufe der vielen Jahrhunderte ihrer Geschichte nur wenig gewandelt und steht von allen europäischen Sprachen dem Sanskrit, der indischen Ursprache, am nächsten. Wegen dieser hohen Altertümlichkeit spielt das Litauische beim Studium der Indogermanistik eine wichtige Rolle. Hervorzuheben wäre noch, daß sich innerhalb des litauischen Volkes durch den Dialekt zwei Stämme deutlich voneinander abzeichnen: die Niederlitauer oder Žemaiten im westlichen und die Hochlitauer oder Aukštaiten im östlichen Teil des Landes. Der Nevezys, ein nördlicher Nebenfluß der Memel, bildet ungefähr die Sprachgrenze. Drei Brudervölker der Litauer, die alten Pruzzen oder Prußen zwischen der unteren Weichsel und Memel, die Kuren an der Ostseeküste zwischen dem Kurischen Haff und dem Rigaischen Meerbusen und die Letten zu beiden Seiten der Düna schützten sie gewissermaßen vor den Gefahren aus dem Westen und Norden, so daß sie sich nur der Polen im Süden und

der Russen im Osten erwehren mußten. Nur so ist es zu erklären, daß Westeuropa verhältnismäßig spät mit ihnen in Berührung kommt. Das geschieht erst im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, als das christliche Abendland daran geht, die im tiefsten Heidentum lebenden Litauer und ihre Stammesbrüder zum Christentum zu bekehren. Zum Vergleich sei hier hervorgehoben, daß die benachbarten Russen schon seit 988 und die Polen seit 966 Christen waren. Bis zu diesem für die Entwicklung des litauischen Volkes entscheidenden Zeitpunkt lebten die Litauer als friedliche Bauern, Jäger oder Fischer in ihren idyllischen Reihendörfern, die aus Blockhäusern bestanden. Sämtliche im Haushalt gebrauchten Geräte und Gefäße stellten sie selbst her und beherrschten meisterhaft die Kunst des Webens. Sie liebten den Gesang und besaßen einen großen Schatz an Volksliedern, Dainos genannt, Märchen, Sprichwörtern und Rätseln. Besonders gerühmt wurde ihre Gastfreundschaft. Der wohl den meisten von uns bekannte Professor Dr. Viktor Jungfer, der viele Jahre an der Vytautas-Universität in Kaunas wirkte, hat die Kultur der Litauer in seinen beiden Werken „Hinter den Seen — hinter den Wäldern“ und „Litauen — Antlitz eines Volkes“ sehr anschaulich und eingehend gewürdigt.

Aus diesem beschaulichen Leben werden die Litauer jäh aufgeschreckt, als um das Jahr 1200 der Bremer Domherr Albert an der Mündung der Düna erscheint, um die Liven und Letten zu bekehren. Zu diesem Zweck gründete er 1201 die Stadt Riga und 1202 den Schwertbrüderorden, mit dessen Hilfe er die beiden Völker in verhältnismäßig kurzer Zeit unterwirft und bekehrt. Für seine Verdienste wird er vom Papst zum ersten Bischof von Livland ernannt und vom deutschen Kaiser als Reichsfürst mit Livland belehnt. Beim Versuch, das Land der Letten bis zur Südgrenze zu sichern, wird der Schwertbrüderorden von den Litauern in der Schlacht bei Saule 1237 aufgerieben. Die überlebenden Ritter vereinigen sich mit dem Deutschritterorden, der unter Führung seines Landmeisters Heinrich Balk seit 1226 gegen die Preußen kämpft. Es wird ein langwieriger Kampf, und 100 Jahre müssen vergehen, bis dieses tapfere Volk sich nach mehreren vergeblichen Aufständen endlich unterwirft und taufen läßt. Ihre Stammesbrüder unterstützend, greifen die Litauer in dieser Zeit immer wieder in die Kämpfe ein, und oft gelingt es ihnen, dem Orden schwere Niederlagen beizubringen. Besonders haben sie es auf den Küstenstreifen abgesehen, auf dem die Ordensbrüder die Verbindung mit den in Riga stationierten Rifiern aufrechterhalten. So gelingt es ihnen einmal, in der Gegend des heutigen Libau eine größere Ordensabteilung zu vernichten, die eine Pilgerschar nach Riga eskortiert. Zur Abwehr ähnlicher Überfälle gründet der Orden im Jahre 1253 am Ufer des Memeler Tiefs die Burg Memel. Um vor Einfällen sicher zu sein, räumen die Litauer einen breiten Streifen an der Grenze und lassen ihn vom Urwald überwuchern, so daß diese „Wildnis“ vom Gegner nur schwer zu überwinden ist. So bleibt dem Orden praktisch nur das Tal der



Romantische Partie in Wilna. Im Hintergrund die Überreste der Burg Gediminas

Memel als Einfallsort, das aber leicht zu überwachen und zu verteidigen ist.

Man schreibt das Jahr 1250, als es dem litauischen Teilfürsten Mindaugas erstmalig gelingt, litauische Stämme zusammenzufassen und auf diese Weise ein erstes staatliches Gebilde zu schaffen, das ihm eine beachtliche Machtfülle gewährt. Da er aber dieselbe zur Abwehr der eingefallenen Russen verwendet, die gleichzeitig Riga bedrohen, wird Mindaugas durch Vermittlung des livländischen Ordensmeisters vom Papst Innozenz IV. zum ersten litauischen König gekrönt, nachdem er sich vom Bischof von Riga hat taufen lassen. Seine Herrschaft ist aber nur von kurzer Dauer. 1263 wird er ermordet, und erst nach einigen herrenlosen Jahren gelingt es dem Teilfürsten Vytonis, eine zentrale Fürstenmacht zu begründen, die von Bestand ist. Als er 1316 stirbt, übergibt er das Reich seinem Bruder Gediminas, der ein Menschenalter bis 1341 regiert. Zu den rein litauischen Gebieten erobert er große russische Gebiete hinzu und läßt sich als Großfürst von Litauen und Herr vieler Russen titulieren. Die weißrussische Sprache macht er zur Kanzleisprache seines Reiches, da es eine litauische Schriftsprache noch nicht gibt. Er ist es, der im Bestreben, die Kultur des Landes zu heben, am 26. Mai 1323 Sendschreiben an die deutschen Ostseestädte, die Dominikaner und Franziskaner richtet, in denen er Deutsche ins Land ruft. Es ist die erste vom Staat veranlaßte Ansiedlung deutscher Menschen in Litauen. Wieviele dem Rufe folgten, wird nicht berichtet. Da den Kolonisten aber Steuerfreiheit und andere Privilegien gewährt wurden und viele mit den damaligen Verhältnissen in Deutschland nicht zufrieden waren, muß die Zahl nicht gering gewesen sein. Die Litauendeutsche Landsmannschaft hat mit Rücksicht auf die Bedeutung dieser ersten Kolonisation den 26. Mai zum Litauendeutschen Tag erklärt. Wie es damals auch in anderen Ländern Sitte war, lebten die deutschen Kolonisten getrennt von den Landesbewohnern in einer besonderen Siedlung am Rande der Stadt, die gewöhnlich jenseits des Flusses lag und wie in Rußland als deutsche „sloboda“ bezeichnet wurde. Die Deutschen verwalteten ihr Gemeinwesen selbst, hatten ihre eigene Kirche und konnten ungestört ihren Gottesdienst abhalten.

Als Gediminas starb, teilte er das Reich unter seine Söhne. Keistutis, der jüngere, erhielt die rein litauischen Gebiete und residierte in der Wasserburg Trakai, während Algirdas die vorwiegend von Russen bewohnten Länder verwaltete und von Wilna aus als Großfürst herrschte. Während Keistutis die Westgrenze zu schützen, also gegen den Orden zu kämpfen hatte, sicherte Algirdas das Reich nach Osten. Ihm gelingt es 1362, die Tataren, unter deren Joch die russischen Fürstentümer schon über 100 Jahre schmachteten, an den Blauen Wassern zu schlagen, die Ukraine mit Kijew und Podolien für Litauen zu erobern und so die litauischen Grenzen bis zum Schwarzen Meer auszudehnen. In Smolensk und Nowgorod errang er entscheidenden Einfluß. Die beiden Brüder gelten als Begründer

des Großlitauischen Reiches. Diese Erfolge im Osten waren nur möglich, weil Moskau und die übrigen russischen Fürstentümer durch die Tatarenherrschaft sehr geschwächt waren. Anders sah es im Westen aus. An der Spitze des Ordens stand von 1351 bis 1382 Winrich von Kniprode, jener überragende Hochmeister, unter dessen Führung der Deutschritterorden seine größte Macht entfaltete. Wie ein König hielt er in der Marienburg, dem „stolzesten Schloß der Christenheit“, seinen Hof, und alle Fürsten Europas respektierten seine Macht. Gegen diesen Gegner stand Keistutis 40 ganze Jahre lang in ritterlichem Kampf, ohne es verhindern zu können, daß der Orden ihm die Zemaitija bis zur Mündung der Wilija entriß und hier die Burg Kauen errichtete. Obgleich Algirdas ihn auf einigen seiner Züge, die tief ins Ordensland vorgetragen wurden, unterstützte, konnten entscheidende Resultate nicht erzielt werden. Ja, es gelang dem Orden sogar, die beiden Brüder, die bis ins Samland vorgestoßen waren, in der Schlacht bei Rudau 1377 vernichtend zu schlagen. Als Algirdas noch im selben Jahre stirbt, bestimmt er seinen Sohn Jogaila zum Großfürsten. Da dieser nicht gewillt ist, seinen Onkel Keistutis als Mitregenten zu dulden, kommt es zwischen beiden zu einem erbitterten Kampf, der damit endet, daß Keistutis gefangengenommen und im Kerker 1382 erdrosselt wird. Als Rächer seines Vaters steht aber Vytautas gegen seinen Vetter Jogaila auf und kämpft um sein Fürstentum Zemaitija. Als aber Jogaila 1386 Christ wird und die Königin von Polen, Jädwiga, heiratet, versöhnen sich die beiden Vettern, und Vytautas wird 1392 als Großfürst von Litauen anerkannt. Litauen und Polen bleiben aber durch Personalunion verbunden. In Wilna wird die Taufe der Aukštaiten vollzogen, und auch Vytautas wird Christ. Jetzt nehmen Polen und Litauer den Kampf gegen den gemeinsamen Feind auf, den Deutschritterorden. Die Zeit zum Angriff ist günstig. Winrich von Kniprode ist schon 1382 gestorben und im Ordensland herrscht eine niedergedrückte Stimmung. Man erkennt, daß der Orden nun, wo es keine Heiden mehr zu bekämpfen gibt, denn auch die Zemaiten sind Christen geworden, seine Existenzberechtigung verloren hat. Vielen Ordensbrüdern behagt die strenge Zucht des Ordens nicht mehr und sie sehnen sich nach einem freien Leben, ähnlich, wie es die wohlhabenden Städter führen. Diese wieder sind unzufrieden, weil sie die Hauptlast der Abgaben zu tragen haben. Im Kampf mit dem Orden scheut man sich nicht, sogar mit den Landesfeinden, den Polen und Litauern, zu pakieren. Als es daher 1410 zur Schlacht bei Tannenberg kommt, wird das Ordensheer vernichtend geschlagen. Das litauische Heer unter Vytautas hat entscheidend mitgewirkt, und Litauen erhält in dem nun folgenden 1. Thorner Frieden (1411) die Zemaitija für immer zurück. Elf Jahre später wird im Frieden am Melno-See der Besitz der Zemaitija endgültig für Litauen gesichert, und damit die Westgrenze Litauens festgelegt. Sie spannt sich in einem großen Bogen, beginnend bei Nimmersatt nördlich von Memel, und verläuft über Virbalis bis in die Sumpfe

von Bialystok. Diese Grenze besteht rund 500 Jahre und wird erst 1918 in ihrem nördlichen Teil korrigiert, als man das Memelgebiet nach dem Ersten Weltkrieg von Deutschland trennt und später Litauen angliedert.

Als Jogajlo drei Jahre nach seinem Vetter Vytautas im Jahre 1434 stirbt, hört die Personalunion zwischen Polen und Litauen zwar auf, aber beide Länder bleiben in lockerer Verbindung. Dafür bahnt sich eine andere Entwicklung an, die an Stelle der bisher äußeren Bindung eine viel innigere entstehen läßt: es ist die Polonisierung des litauischen Adels. Wenn man bedenkt, daß der Adel in der damaligen Zeit der eigentliche Träger der politischen Willensäußerung des Volkes war, kann man die Gefahr ermesen, die der nationalen Entwicklung des litauischen Volkes drohte. Angezogen und gebildet von der weit höheren polnischen Kultur, suchen die litauischen Adelsgeschlechter Anschluß bei ihren polnischen Standesgenossen und finden freundliches Entgegenkommen. Besonders die polnische Sprache und die feineren polnischen Sitten haben es dem litauischen Adel angetan, daß er in den nun folgenden Jahren seinem Litauertum untreu wird und sich ganz polnisch gebärdet. Nicht nur, daß er das Polnische zu seiner Umgangssprache macht, die einzelnen Geschlechter polonisieren sogar ihre Familiennamen. So entstehen die in der Geschichte bekannt gewordenen Namen der Radziwill, Czartoryski, Pac, Sapieha und andere. Dieses polnische Wesen färbt natürlich auch auf den intelligenten Städter ab, und nur der Bauer bleibt seiner litauischen Sprache und damit seinem Litauertum treu. Und gewissermaßen besiegelt wird die hier geschilderte Entwicklung dadurch, daß sich die litauischen Adelsgeschlechter in die polnischen Adelsregister aufnehmen lassen. Dafür genießen sie aber auch alle Vorrechte ihrer Standesgenossen in Polen, deren Macht sich sogar der König beugen muß, wie wir bald sehen werden.

Auf diese Weise wachsen die beiden Reiche immer mehr zusammen, und als der letzte Jagellone, Sigismund II. August, König von Polen wird, wagt er es sogar, 1569 einen Reichstag nach Ljublin einzuberufen, zu dem auch Vertreter Litauens geladen werden. Trotzdem ein Teil der litauischen Bojaren protestiert, wird hier die Union beider Staaten beschlossen. Diesmal ist es keine lockere Personalunion, sondern eine viel innigere Realunion. Zwar behält Litauen seinen eigenen Landtag in Wilna, seine eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltung, aber auf dem Gebiet der Außenpolitik, der Verteidigung und der Finanzen ist Litauen von Polen abhängig und verliert so den Charakter eines souveränen Staates. Die noch in ihren Anfängen steckende litauische Kultur wird von der polnischen überwuchert und die litauische Sprache zum Verständigungsmittel der Ungebildeten degradiert.

Noch bevor es zur Ljubliner Union kam, hatten sich die politischen Verhältnisse im Ordenslande radikal geändert. Den durch die Niederlage bei Tannenberg geschwächten Orden ließen die Polen und Litauer nicht mehr aus dem Auge und nutzten seine Schwäche zu

neuen Angriffen aus. Im 2. Thorner Frieden (1466) wird der westliche Teil Preußens mit Danzig und der Marienburg dem Orden entzogen, und der Hochmeister, der seinen Hochsitz nach Königsberg verlegt, muß für den ihm noch verbleibenden Teil seines Staates die Lehnsheerfolge Polens anerkennen. Als der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg Hochmeister wurde, nahm er mit seinen Rittlern auf Anraten Luthers im Jahre 1525 den protestantischen Glauben an und säkularisierte mit Genehmigung der polnischen Krone den Ordensstaat, das heißt, er verwandelte ihn in ein weltliches Herzogtum. Er wird erster Herzog von Preußen. Die Reformation machte aber an der Grenze nicht halt, sondern griff auch auf Litauen über, wo fast der gesamte Adel protestantisch wurde. Man entschied sich aber hier für die reformierte Kirche. Erst eine durch den herbeigerufenen Jesuitenorden ausgelöste Gegenreformation vermochte die römisch-katholische Kirche wieder zur Herrschaft zu bringen und den Protestantismus bis auf geringe Reste zurückzudrängen. Während die in Litauen ansässigen Deutschen fast ausnahmslos der lutherischen Kirche angehören, hat sich der reformierte Glauben nur in ganz wenigen litauischen und polnischen Familien erhalten können. Mit Sigismund II. August stirbt 1572 das Geschlecht der Jagellonen aus, und Polen-Litauen wird bis zu seiner endgültigen Teilung im Jahre 1795 Wahlkönigtum. Die Bojaren beider Reichsteile, die den König zu Warschau zu wählen haben, sind sehr auf ihre Macht und auf die Erhaltung ihrer Vorrechte bedacht und sorgen dafür, daß nur Schwächlinge mit der Krone geschmückt werden. Da man sich aus Gründen der Rivalität über einheimische Kandidaten nicht einigen kann, werden fast ausschließlich ausländische Fürsten gewählt, die die polnisch-litauischen Verhältnisse nicht kennen und sich dem Adel gegenüber gar nicht durchsetzen können. Zu diesen gehören: Stephan Batory von Siebenburgen, Sigismund III. und sein Sohn Johann II. Kasimir aus der schwedischen Dynastie der Wasa und schließlich die Kurfürsten von Sachsen, August der Starke und August III., während deren Herrschaft der König zum Spielball der rivalisierenden Adelsparteien wird. Neben diesen Ausländern ist als einziger Pole der Kronfeldherr Johann Sobieski zu nennen, der sich bei der Abwehr der Turken vor Wien ausgezeichnet hat. Im Reichstag wird das Vetorecht eingeführt, was besagt, daß jeder Beschluß der Mehrheit durch das Veto eines einzelnen verhindert werden kann. Diese Zeit des Niedergangs erstreckt sich über einen Zeitraum von rund 200 Jahren und hat sich verheerend auf die Entwicklung Litauens ausgewirkt. Der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg führte zur Verwüstung des Landes, und so manche Schwedenschanze in Litauen gibt noch Kunde von jener Zeit. Fast gleichzeitig mußten aber Litauer auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz kämpfen, wo die Russen nach der Vertreibung der Tataren allmählich erstarkten und eines ihrer westlichen Fürstentümer nach dem anderen zurückeroberten. Nach einem Kosakenaufstand löste sich auch die Ukraine mit Kijew von Polen-Litauen und ebenso ging auch Podolien verloren; damit war der

Traum von einem polnisch-litauischen Reich, das von einem Meer bis zum anderen reichte, für immer ausgeträumt. Nicht weniger Opfer verlangten die Kämpfe gegen die aus Konstantinopel vordringenden Türken. Zusammen mit ihren abendländischen Bundesgenossen sehen wir sie in Ungarn und vor Wien kämpfen und am Kahlenberg 1683 sogar den Sieg entscheiden. Auch die Lehnshoheit über Preußen war nicht aufrechtzuerhalten. Im Kampf mit dem Großen Kurfürsten geht sie im Frieden zu Oliva 1660 verloren. Die Beziehungen Litauens zum benachbarten Preußen normalisieren sich. Die Wildnis, die jetzt ihre Bedeutung verloren hat, wird allmählich gerodet, und Bauern siedeln sich auf dem neugewonnenen Ackerland an. Damals hat auch so mancher deutsche Bauer aus Preußen sein Glück in Litauen gesucht, sich niedergelassen und ist hier selbstständig geworden. Das bezieht sich hauptsächlich auf die Grenzgebiete. Unter diesen Siedlern befinden sich auch viele protestantische Salzburger, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wegen ihres Glaubens aus Salzburg vertrieben und durch den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I in Preußen angesiedelt wurden.

Viel zur Verelendung und Schwächung des Landes trug der Nordische Krieg bei, in welchem Polen-Litauen an der Seite Rußlands gegen Schweden kämpft. Es geht um die Vorherrschaft an der Ostsee. Schwedische Heere ziehen unter Karl XII. kreuz und quer durch Litauen. August der Starke wird besiegt und muß auf die polnische Krone verzichten. Nach der Niederlage Karls XII. bei Poltava (1709) gewinnt er zwar die Krone wieder, aber der eigentliche Nutznießer des Sieges ist Peter der Große von Rußland, denn im Frieden von Nystad im Jahre 1721 erhält Rußland Estland und Livland mit Riga und beginnt so Litauen von Norden her zu umklammern.

Die Folgen dieser Entwicklung konnten nicht ausbleiben. Friedrich der Große und Katharina beschließen die Teilung Polen-Litauens. Von den drei Teilungen ist die wichtigste die dritte im Jahre 1795, da mit ihr der polnisch-litauische Staat zu bestehen aufhört und Litauen an Rußland gekettelt wird. Zwar fällt die Suwalkija, das Gebiet westlich der Memel, an Preußen, aber dieses Neupreußen wird schon auf dem Wiener Kongreß 1815 Rußland zugesprochen, das damit das gesamte litauische Stammland erhält, aus dem die drei Verwaltungsbezirke oder Gouvernements Wilna, Kowno und Grodno entstehen.

Kaum 17 Jahre waren die Litauer unter der Herrschaft der Russen, als Napoleon den Plan der Eroberung Rußlands faßte. Im Sommer des Jahres 1812 marschierte das Hauptheer der 600 000-Mann-Armee durch Litauen, um über Kowno, Wilna und Smolensk nach Moskau zu gelangen. Gleichzeitig zogen seine preußischen Hilfstruppen unter dem General York über Schaulen nach Kurland, um die linke Flanke der Franzosen zu schützen. Obgleich der Franzosenspuk nur knappe sechs Monate dauerte, haben die Litauer, besonders die Bewohner zu beiden Seiten der großen Heerstraßen, durch Requisitionen und Plünderungen viel leiden müssen, und so mancher litauische Bauer

ist nicht mehr zu den Seinen heimgekehrt, den die Franzosen zu Fuhrleistungen bei der Versorgung des Riesenheeres gezwungen hatten. Die Trümmer der geschlagenen Armee zogen sich zwar südlich von Litauen über die Beresina zurück, aber der Preußengeneral York, der sich mit seinem Korps bis Tauroggen zurückgezogen hat, schließt in der Mühle zu Poscheruni auf litauischem Boden jene berühmte Konvention, in der sich Preußen im Kampf gegen Napoleon für neutral erklärt. An jene napoleonische Zeit erinnert noch heute ein Hügel bei Kowno, der Napoleono Kalnas (Berg), von dem aus Napoleon den Übergang über die Memel beobachtet haben soll.

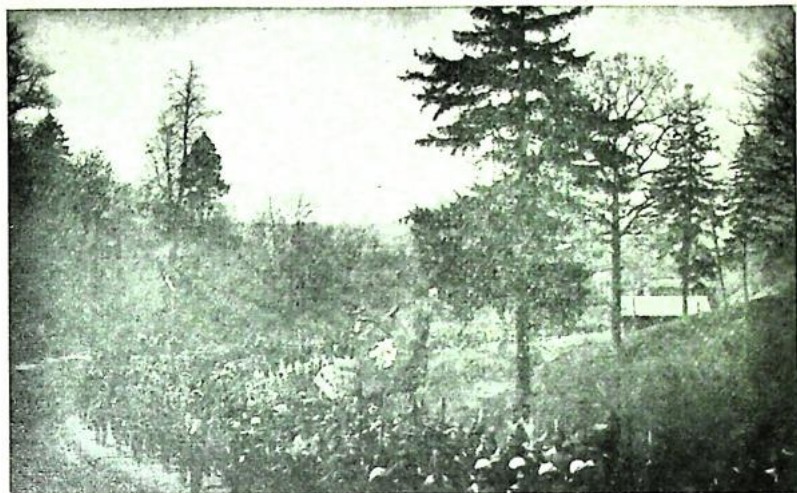
Seit 1795, das heißt seit der Herrschaft der Russen in Litauen, sind im Laufe des 19. und 20. Jahrhundert bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges weitere Deutsche nach Litauen gelangt. Doch diesmal war es nicht die Regierung, die sie ins Land rief, sondern es waren einzelne Privatpersonen, Gutsbesitzer, Unternehmer und Industrielle, die deutsche Handwerker und Spezialisten ins Land lockten und für ihr Unterkommen sorgten. Damals sind auch nicht wenige Deutschen aus dem benachbarten Kurland und Livland nach Litauen gekommen und haben sich hier als Müller, Landwirte, Kaufleute, Ärzte und Pfarrer niedergelassen.

Da Litauen als Grenzgebiet für das Zarenreich eine wichtige strategische Bedeutung hat, wird das Land fast gar nicht erschlossen, sondern Rußland sorgt nur für den Bau starker Befestigungen und strategisch wichtiger Verbindungswege, ohne auf die Erfordernisse der litauischen Wirtschaft zu achten. So entstehen die modernen Festungen von Kowno und Grodno, die im ersten Weltkrieg, wie wir sehen werden, eine wichtige Rolle spielen. Als das Zeitalter der Eisenbahnen anbricht, läßt sich die Regierung bei der Anlage des Eisenbahnnetzes auch nur von den eben geschilderten Rücksichten leiten. Für die Bildung der breiten Masse der Bevölkerung wird nur wenig getan. Wohl gab es in den größeren Städten mittlere und höhere Schulen mit russischer Unterrichtssprache, aber sie waren bei der herrschenden Armut nur den wenigen Wohlhabenden zugänglich. Wer in seiner litauischen Muttersprache lesen und schreiben lernen wollte, mußte sich zu Hause von den Eltern unterweisen lassen. Kein Wunder, daß die Litauer unter diesen Umständen nicht zufrieden waren und sich nach einer Autonomie sehnten. Gemeinsam mit den Polen versuchten sie daher mit Gewalt eine Änderung ihrer Lage herbeizuführen, aber sowohl der Aufstand von 1831 als auch der von 1863/64 wurden blutig erstickt. Das Joch der Leibeigenschaft, das sie schon Jahrhunderte bedrückte, wurde von den Litauern nicht so drückend empfunden wie die Fremdherrschaft, denn als 1862 durch den Zaren Alexander II. die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, griff das Volk ein Jahr später trotzdem zu den Waffen. Als Gegenmaßnahme verhängten die Russen eine strenge Zensur und unterdrückten jede nationale Regung. Daß der Druck von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften in litauischer Sprache verboten wurde, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Diese Verfügung glaubten sie



Kaiser Wilhelm II. und Hindenburg nehmen auf dem Paradeplatz in Kauen im Jahre 1915 den Vorbeimarsch der deutschen Truppen ab, die die Festung Kauen erobert haben.

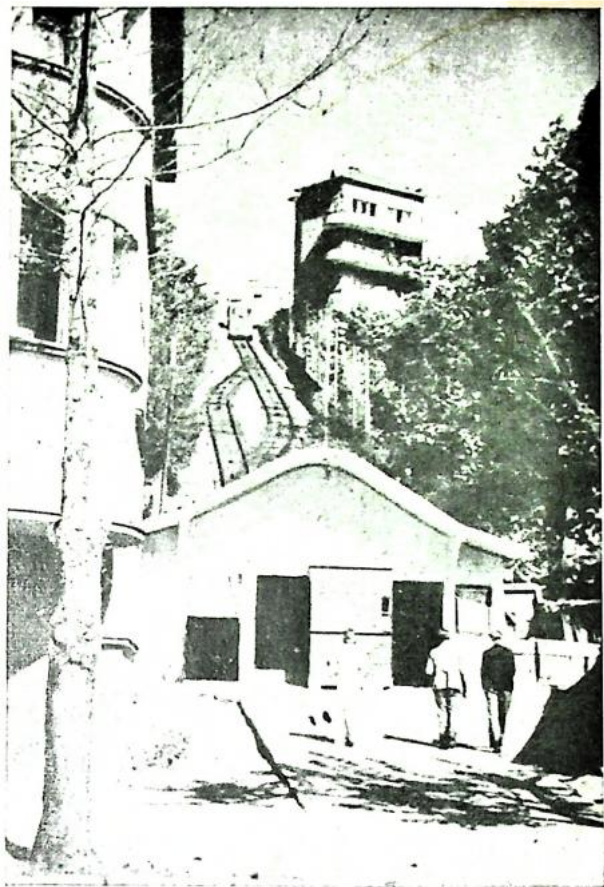
treffen zu müssen, weil seit etwa 1800 schon einige Schriftsteller hervorgetreten waren, die in litauischer Sprache schrieben und nationale Themen behandelten. Zu diesen gehören u. a. Daukantas, Bischof Valančius, Baranauškas und Kudirkas. Um das Verbot zu umgehen, schuf der Arzt Basanavičius die Zeitschrift *Aušra* (Morgenröte), die im benachbarten Preußen gedruckt und durch Grenzgänger nach Litauen geschmuggelt wurde. Sie wurde in Litauen geheim gelesen und löste im ganzen Lande eine nationale Bewegung aus. Als im Anschluß an den unglücklichen Ausgang des Russisch-Japanischen Krieges eine Revolution ausbrach, gerieten die Russen in große Bedrängnis. Um die vielen Fremdvölker Rußlands, die sich nach Selbstverwaltung sehnten, zu beruhigen, fand sich der Zar Nikolaus II. zu Zugeständnissen bereit. So erhielten auch die Litauer das Recht, einen eigenen Landtag oder Seim in Wilna zu wählen, der wiederum seine Vertreter in das russische Parlament, Duma genannt, nach Petersburg entsandte. Gleichzeitig durften litauische Volksschulen ländliche Genossenschaften und Bildungsvereine begründet werden. Dieser Entwicklung bereitet der Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914 ein plötzliches Ende, denn Litauen wird schon 1915 zum Kriegsschauplatz. Aus dem östlichen Teil des Landes, wo die Front verläuft, ist die Bevölkerung nach Rußland evakuiert worden, aber auch aus dem übrigen Litauen sind viele ins Innere Rußlands geflüchtet. Die



Die „Partei der Deutschen Litauens“ während eines Aufmarsches anlässlich eines Staatstages im Jahre 1924. Der „Vytis“ auf dem Banner der deutschen Volkskultursorganisation bezeugt, mehr als wortreiche Erklärungen, die Loyalität der Deutschen Litauens gegenüber dem Staate.

zurückgebliebene Bevölkerung bekommt die ganze Last eines vom Feinde besetzten Gebietes zu spüren. Nach dem Zusammenbruch der russischen Front erklärt der litauische Landesrat, taryba genannt, am 16. Februar 1918 die Unabhängigkeit des Landes, und als nach der Niederlage Deutschlands die Front sich auflöst und die deutschen Truppen sich zurückziehen, versuchen die bolschewistischen Russen sich Litauens zu bemächtigen. Eigenen schnell aufgestellten Militärverbänden und vorwiegend deutschen Freiwilligen gelingt es aber, die Russen aufzuhalten, bis auch sie im Jahre 1920 die Unabhängigkeit Litauens anerkennen. Da ersteht dem jungen Staat ein neuer Feind. Es sind die Polen, die mitten im Frieden Wilna überfallen und den Litauern ihre Hauptstadt entreißen. Unverständlicherweise bestätigt die Botschafterkonferenz der Entente den Raub, und Litauen muß sich fügen. Kaunas wird zur zweiten Landeshauptstadt erhoben und gegen Wilna eine Demarkationslinie festgelegt. Aber auch die Litauer belasten sich mit einer Schuld. Durch einen Handstreich reißen sie 1923 das Memelgebiet, das der Entente untersteht und von einem französischen Bataillon besetzt gehalten wird, an sich. Auch dieser Raub wird später von den Siegermächten sanktioniert, und Litauen ist so in den Besitz eines Seehafens gelangt. Aber es hat keine

Freude an diesem Ländchen, denn die Memelländer sind, obgleich zum größten Teil preußischen und litauischen Ursprungs, prodeutsch eingestellt und bereiten der Zentralregierung große Schwierigkeiten. Im Innern wird 1922 eine Agrarreform durchgeführt, durch die der gesamte Großgrundbesitz mit Ausnahme einiger Mustergüter aufgeteilt wird. Unter den Leidtragenden befinden sich auch viele Deutsche, die froh sein können, daß sie ein kleines Restgut behalten dürfen. Außerdem wird eine Flurbereinigung durchgeführt, indem die Reihendörfer in Einzelhöfe aufgeteilt werden. Die Verwaltung des Landes ist in den ersten Jahren des Bestehens der Litauischen Republik vorbildlich demokratisch, und die Litauendeutschen haben so ebenfalls die Möglichkeit, ihre politischen Rechte geltend zu machen. Aber wie die einzelnen Wahlen ausweisen, geht die Zahl der Stimmen, die für die deutsche Partei abgegeben werden, von Jahr zu Jahr zurück. Diese Erscheinung ist dadurch zu erklären, daß die im Staatsdienst stehenden oder von litauischen Ämtern und chauvinistischen Arbeitgebern abhängigen Deutschen als Litauer zu gelten haben. Diese zwangsweise Lituansierung nimmt beängstigende Formen an, als die nationale Partei der Tautininkai durch einen Staatsstreich die Regierung an sich reißt, das Parlament aufhebt und so eine Diktatur errichtet. Litauischen Beamten, die sich früher zum deutschen Volkstum bekannten, wird die Mitgliedschaft in deutschen kulturellen Vereinen und ihren Kindern der Besuch der deutschen Schule verboten. Auf diese Weise und die durch Heiraten verursachte Umgruppierung geht die Zahl der Deutschen ständig zurück und erreicht kurz vor der Umsiedlung im Jahre 1941 nicht einmal 30 000. Als aber für die Umsiedlung Listen aufgestellt werden, braucht man angesichts der drohenden bolschewistischen Gefahr, der man entzinnen will, keine Rücksicht mehr auf Beruf und Arbeitgeber zu nehmen, man bekennt sich wieder zu seinem Volk, und so verläßt die deutsche Volksgruppe Litauens mit rund 51 000 Umsiedlern die alte Heimat. Diese Umsiedlung erfolgt im Rahmen des Nichtangriffspaktes vom 28. September 1939, der zwischen Hitlerdeutschland und der UdSSR geschlossen wird und in dem Litauen als Einflußsphäre der Russen anerkannt wird. Letztere beginnen sofort mit der Einrichtung militärischer Stützpunkte, und um das litauische Volk für sich zu gewinnen, wird ihm von den Russen am 10. Oktober 1939 Wilna wiedergegeben, das oben den Polen entrissen wurde. Im Juni des nächsten Jahres besetzen die Russen überraschend Kaunas und befehlen eine Neubildung der Regierung. Bei den zu diesem Zweck veranstalteten Wahlen wird aber nur eine Liste zugelassen, auf der als führender Kandidat der Volkssozialist und Journalist Paleckis figuriert. So entsteht eine linksradikale Regierung, die gleich nach ihrer Wahl am 27. Juli 1940 die Sowjetrepublik Litauen ausruft, welche einige Tage später der UdSSR eingegliedert wird. Paleckis wird Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik und bekleidet dieses Amt bis auf den heutigen Tag.



Die Kauener Drahtseilbahn zwischen Stadtzentrum und dem „Grünen Berg“.

Rückschauend können wir heute ruhig feststellen, daß das Deutschtum in Litauen mit der Zeit den rigorosen Regierungsmaßnahmen nicht hätte standhalten können, seine Zahl hätte sich von Jahr zu



Litauen heute: Garliava-Godlewo. Moderne Omnibusse beherrschen das Straßenbild

Jahr verringert, hätte damit jede politische Bedeutung im Lande eingebüßt und wäre so zwangsläufig dem Litauertum verfallen. Wenn wir das erkannt haben, dürfte uns die Trennung von der Heimat nicht mehr elegisch stimmen, sondern wir müßten glücklich und dankbar für die Geborgenheit sein, die uns die neue Heimat gewährt.

Auch im heutigen Litauen hat die Maschine das Pferd verdrängt. Dieses Bild ist ein Beweis dafür. Früher rannte alles ans Fenster, zeigten die Kinder verwundert mit dem Finger, wenn einmal ein Automobil die Straße entlang fuhr. Heute zeigen sie ebenso erstaunt auf ein Pferd, auf den Pferdewagen; solch einen Seltenheitswert hat heute schon unser Pferd, das früher zum täglichen Leben, zum täglichen Brot gehörte. Heute bebaut der Bauer seine Felder ohne diesen treuen Helfer, die Maschine hat ihn ersetzt. Ganze Häuser fahren von einem Ort zum andern. Ob es schneit oder regnet, das stört die Reisenden nicht mehr, sie sitzen warm und trocken. Die Menschen, die wir auf dem Bilde sehen, sind noch dick verummmt, mit Paketen beladen kommen sie aus der Stadt, in der sie eingekauft haben. Im Oktober fanden früher die letzten Jahrmärkte statt, dann trat Winterruhe ein. Die letzten Feldarbeiten wurden erledigt, ehe das Spinnrad vom Boden geholt wurde. Aber Spinnrad und Auto reimt sich schlecht zusammen. Das Spinnrad, das Symbol der Ruhe, der Stille, und das Auto, das Symbol der Schnelligkeit, des Lärms. Wie mag es heute in der alten Heimat aussehen?

E. J.

PASTOR DR. GUSTAV WAGNER:

Zum **20.** Jahrestag der Umsiedlung

Am 25. März 1961 jährt sich zum zwanzigsten Male der Umsiedlungstag, an dem unsere Volksgruppe aus allen Bindungen zu ihrer Wahlheimat Litauen gelöst und nach Deutschland übergeführt worden ist. Damit hatte ein jahrhundertlanges Schaffen, Mühen und Erleben aufgehört, und die seelische Wurzel sollte nun Heimatboden im neuen Vaterlande finden, das durch völkische Abstammung und konfessionelle Bande seit jeher eine starke Anziehungskraft ausgestrahlt hatte. Beim Umbruch ergab sich dennoch ein ungeahntes unvermutetes Weh. Die Hoffnung zum neuen Aufbruch wollte nicht recht ansetzen. Der Auszug aus einem gewohnten Lebenskreis bedeutete den meisten einen zu schmerzhaften Schnitt durch Liebgewordenes, Vertrautes.

Soweit der karg bemessene Raum es erlaubt, sollen diese Zeilen versuchen, das durchstandene aufregende Ereignis anklingen zu lassen. Vergilbte Blätter, beschrieben auf Fluchtwegen, in der Unterkunft und im Walde, möchten helfen, das inzwischen zwanzigjährige, beinahe großjährig gewordene Phänomen der Umsiedlung gedächtnismäßig zu verjüngen.

An einem schönen Junisonntag 1940 habe ich im Auftrage von Superintendent Sroka im Grenzstädtchen Neustadt, Kreis Schaken, Gottesdienst zu halten. Vor dem Beginn kommen Leute ins Pfarrhaus und fragen aufgeregt, was denn eigentlich los sei. Sie hätten am Zollamt eine Reihe von Autos gesehen, die nach Schirwindt (Ostpreußen) hinüber wollten und nicht durften. Sogar ein hoher Offizier in Uniform hätte die Einfahrt versucht und nach Neustadt zurückkehren müssen. Ich versuchte zu beruhigen, wiewohl am vorherigen Abend der Rundfunk vom Einmarsch größerer russischer Truppeneinheiten nach Litauen berichtet hatte. Hätte ich gewußt, daß die am Ort gesehene Autokolonne den litauischen Staatspräsidenten Smetona mit seinem Gefolge in Sicherheit bringen sollte, so wäre mir damals doch nicht ganz wohl zumute gewesen. Das Tor zum Westen sollte sich ihm, wie später bekannt wurde, in Eydtkau öffnen. Nach der Flucht des Präsidenten wurde aus der Linken eine provisorische Regierung gebildet, die bald Wahlen in den Seimos, das litauische Parlament, ausschrieb. Der Seimas brachte eine Menge von Verordnungen heraus, wodurch größere kaufmännische und industrielle Betriebe, Häuser und der Grundbesitz über 30 ha verstaatlicht wurden. Das Ganze endete mit der Konstituierung der Räterepublik Litauen und deren Eingliederung in die Sowjetunion.

Von der Enteignung blieben fürs erste die Deutschen verschont, weil das Deutsche Reich mit der UdSSR ein diesbezügliches Überein-

kommen erzielt hatte. Die Zugehörigkeit zum Kulturverband der Deutschen Litauens konnte damals so manchen Betroffenen schützen, jedoch fehlte es nicht an aufregenden Zwischenfällen.

Eines Morgens werde ich früh geweckt und finde sämtliche deutschen Bauern aus zwei Dörfern bei mir. Sie hätten erfahren, daß ihr Land in Kürze vermessen und ihnen bis auf weiteres 30 ha belassen würden. Ihren Grundbesitz zu retten, werde ich gebeten. Meine Empfehlung, sich von der Amtsbezirksverwaltung Bescheinigungen über ihre deutsche Volkszugehörigkeit zu besorgen, wurde angenommen. Soweit in ihren Pässen die deutsche Nationalität nicht vermerkt war, waren diese Bescheinigungen der einzige Weg, sie vor der Parzellierung zu schützen. Es gelang ihnen auch, bis auf zwei Fälle, vom Amtsvorsteher die gewünschten Schreiben zu bekommen. Bei den zwei Bauern, die sich nicht als Deutsche ausweisen konnten, fand sich der Landmesser mit seinen Helfern ein und teilte die Grundstücke auf. Die Bauern mußten das abgeteilte Land mit Furchen abgrenzen. Wieviel bäuerische Freude am Eigenbesitz ging da in Trummer! Ist es verwunderlich, daß mitunter derbe Worte fielen? Deutsche Landarme und -lose baten mich um Rat, wie sie die Teuerung überstehen könnten. Die Waren verschwanden zusehends aus den Geschäften, für den feilgebotenen Rest mußte man Unsummen zahlen. Da blieb nichts anderes übrig, als ihnen das überschüssige deutsche Land zur Übernahme anzubieten. Sie reichten ihre Gesuche ein und wurden als Hilfsarbeiter zu Vermessungen bestellt. Als die Agrarkommission ins Dorf kam, hagelte es bei einem deutschen Bauern von unfreundlichen Worten. Die deutschen Landanwälte erwiderten dementsprechend. Bis der Angegangene sich selbst überwandt und um Abnahme seines Landes freundlich bat. Hier siegte die Vernunft: jeder wollte doch lieber einen bekannten deutschen Nachbarn haben. Die gegenseitigen Ausfälle zeigten jedoch deutlich, daß wahre Volksgemeinschaft erst mit Schmerzen geboren werden kann. Es ist schwer, gegenrischen Interessengruppen Ratgeber zu sein! Doppelt schwer ist es, dabei daran zu mahnen, jeder liebe seinen Nächsten wie sich selbst! Im zweiten Fall ging es leichter zu. Der deutsche Landarme Jungling fand sich immer mehr in die Familienverhältnisse hinein und nach einiger Zeit wagte er, um die Hand einer Tochter anzuhalten. Seine Werbung hatte Erfolg. So endete die Posse der Bodenreform wenigstens hier für beide Seiten mit harmonischem Ausklang.

Die Vorbereitungen zur Umsiedlung brachten äußerst spannende Momente. Nach der rasch beendeten Umsiedlung der Deutschen aus Lettland und Estland im Herbst 1939 wollten die Gerüchte über die Rückführung der Litauendeutschen nicht mehr verstummen. Der Kulturverband gewann viel Zulauf mit dem Schlagwort, nur Angehörige des Verbandes dürften umsiedeln. Er erteilte so manchen Rat-schlag. Die Besorgung der Abschriften von Eigentumsdokumenten und der Abstammungsurkunden verursachte viel Kopfzerbrechen, beschwerliche Reisen und Nachforschungen. Die jüngere Generation erfaßte das Richtige behende, aber die ältere konnte sich nur sehr



Verladen litauendeutschen Umsiedlergutes auf dem Bahnhof Eydtkau/Ostproußen.

schwer zurechtfinden. Das Wissen um die Vorfahren hörte zuweilen mit den Großeltern auf. Was vorher lebte, wurde zwar mit „Vater (Mutter) des Großvaters (der Großmutter)“ bezeichnet, aber deren Namen waren öfters unbekannt. Manchmal diente als Angabe des Geburtsdatums die Bezeichnung: „Ich bin geboren, als die Kirschen blühten...“ oder „reif waren...“ „Die Kartoffeln wurden gegraben zur Zeit meiner Geburt.“ Damit wollten die Suchenden, deren Alter man schätzen mußte, sagen: ihr Geburtsmonat sei der Juni, Juli, September (nach der Obst- und Gemüseernte gerechnet).

Bei solchen vagen Angaben raubt das Suchen ungeheuer viel Zeit. Die Belastung der Pfarrämter, die die Urkunden ausfertigen, wächst ins Enorme. Im Kantonal Schaken finde ich fast ein Dutzend von Schreibern, die unter Aufsicht von Lehrer Scheidies Auszüge ausfertigen. Superintendent Sroka hat nur noch Zeit zum Siegeln und unterschreiben!

Die Leute haben ihre Papiere noch nicht beisammen, da kommen schon zwei junge Mädels, die das gesamte Vermögen einschätzen sollen. Da sie keine näheren Richtlinien haben, können sie nur bei einigen Bauern die Formulare ausfüllen und den vom Bauern benannten Preis hineinsetzen. Später kamen vom Kulturverband feste



Nach Hunderten von Kilometern Treck erste Rast auf deutschem Boden.

Sätze („die Waschzettel“), nach denen die Wertsummen neu berechnet werden mußten. Die Polizei sah die Finschätzungen nicht gern. Aufpeitschende Gerüchte konnten unkontrolliert im geheimen herum-schwirren. Nach Angabe eines mutmaßlichen Umsiedlungstermins versuchten die Leute, ihr bewegliches Vermögen zellig und preiswert zu veräußern.

Inzwischen hatte sich die „Organisation Umsiedlung“ aus dem Kulturverband gebildet. Das brachte mehr System in das Durcheinander. Litauen wurde in 17 Ortsbezirke eingeteilt. Die Ortsbevollmächtigten bekamen Referenten, deren Aufgabe es war, den Leuten bei der Vorbereitung der Umsiedlung zu helfen. Unmengen von statistischen Erhebungen wurden bewältigt. Ein straffer Verbindungsdienst und Telefonanschlüsse zu größeren Ortschaften sollten den Geräten das Wasser abgraben. Als eine der wichtigsten Aufgaben erwies sich die Unterstützung von hilfsbedürftigen Volksgenossen, die entweder seit jeher wenig bemittelt waren oder, durch Gerüchte beeinflußt, ihr Hab und Gut verschleudert hatten und in bitterer Not geraten waren. Das Sozialamt der „Organisation Umsiedlung“ hat so manchem unter die Arme gegriffen und ihn vor dem Schlimmsten bewahrt. Die Mehrbemittelten durften hier ihr Geld zum Wechselkurs von 1:3 (1 RM = 3 Lit) einzahlen und ihre Depositen in reichsdeutscher Währung



Wirtschafts- und Bonzenbaracke im „Beobachtungs“-Lager Matzkau bei Danzig.

sich gutschreiben lassen. Nach einem späteren Harteaustgleich wurden die Einzahlungen 1:2 umberechnet. Endlich wurde am 10. Januar 1941 der Umsiedlungsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion unterzeichnet. Die Angelegenheit lief nun auf Hochtouren. Bald trafen die deutschen und russischen Umsiedlungskommandos ein. Neue Vordrucke für die Einschätzung landwirtschaftlicher Betriebe wurden vom jeweiligen Nachbarschaftswart ausgefüllt, die Summen schrieb eine deutsch-russische Kommission, bestehend aus einem deutschen und einem russischen Taxator, ein. Auf einem Merkblatt war das zur Mitnahme und Ausfuhr zugelassene Gut aufgezählt. Außer Handgepäck (25 kg je Person) durfte jeder Haushalt bis zu 7 Raummeter an Möbeln, Gerät und Kleidung verladen. Jeder Bauer durfte 1 bis 2 Pferde, 1 Kuh, 1 Schwein und 10 Stück Geflügel mitnehmen. Das lebende Inventar wurde in Sonderzüge verladen und nach Deutschland geschafft. Unsere Nachbarschaft hatte sich für die Registratur zur Umsiedlung in Grischkabudis zu melden. Die deutsche und die russische Kommission arbeiteten in einem kleinen abgelegenen Hause. Zuerst wurden die Geburts- und Traurkunden vom deutschen Ortsbevollmächtigten überprüft und hernach vom russischen Chef eingesehen, der Einspruchsrecht hatte. Im allgemeinen hatte jede Person das Recht umzusiedeln, sofern sie ihre deutsche Abstammung nachweisen konnte. Als Deutscher zählte, wer urkundlich sich als evangelisch ausweisen konnte. „Evangelisch“ und „deutsch“ galt als gleichbedeutend (synonym). Es konnten aber auch Katholiken als



Die Küchenkompanie des weibl. Arbeitsdienstes rückt an, der Einlopf ist in Sicht.

Familienglieder bei Mischehen durchkommen. In mehreren Fällen reichte schon ein evangelischer Eltern- oder Großelternteil für die Umsiedlerlegitimation aus. Jeder Anerkannte bekam einen Papierstreifen, der unter einer Hülle von Zelluloid die Aufschrift trug (in Deutsch und Russisch): Deutscher Umsiedler, darunter Vor- und Familienname sowie Umsiedlernummer mit Ortsbezirksangabe (OB). Danach kam eine andere Sorge — das Einpacken und Verladen von Großgepäck. In den „Deutschen Nachrichten“ erschienen Anweisungen, wie die Kisten gemacht und beschriftet sein sollten. In allen Häusern begann ein Klopfen und Hämmern. Wo Kisten in den Zimmern herumstanden und Holzwolle oder Heu daneben lag, war die Familie aufbruchbereit. Bald waren auch unsere Kisten fertig. Ich schreibe mit Ölfarbe den Namen, die Umsiedlernummer, den bisherigen Wohnort. An einem nicht kalten Wintertag gehen von unserem Hof drei lange Schlittenreihen mit Gepäck zur Bahnstation Pilwischken ab. Bald danach haben frühmorgens die Schlitten mit Leuten und Handgepäck dasselbe Ziel. Dort steht ein langer Personenzug. Vor dem Bahnhofsgelände ruft der deutsche Ortsbevollmächtigte aus einer Liste die Namen auf. Die Leute müssen mit ihrem Gepäck in den Warteraum. Dort werden die Koffer geöffnet und die Nähte von Mützen und Kleidern aufgetrennt. Russische Zollbeamte suchen verbotene Ausfuhrartikel (Gold, Edelsteine u. a.



Lagerpolizei sorgt für Ordnung. Wahrscheinlich auch für die „richtige“ Gesinnung!

m.). Meine Barschaft zahle ich im Nebenraum gegen eine Quittung ein. Erst gegen Abend setzt sich der Zug in Bewegung und bleibt in Kybarten stehen, wo wir uns zum zweitenmal einer Gepäckkontrolle unterziehen müssen. Als diese beendet ist und alle eingestiegen sind, atmen wir alle erlöst auf. „Wie wird es uns drühen in Deutschland ergehen?“ fragt mich ein alter Mann, der sich trotz seiner fremdstämmigen Abstammung zur Umsiedlung entschlossen hatte. „Dort werden wir mit Musik empfangen und bewirtet.“ Er schüttelt zweifelnd den Kopf. Da beginnt der Zug zu fahren. Wir rattern über die kleine Grenzbrücke und bleiben vor dem Bahnhof Eydtkau stehen. Die Türen, bisher verschlossen, werden geöffnet. Ein Spielzug wartet mit flotten Weisen auf. Wir sollen aussteigen. Ein Trupp Soldaten trägt unser Gepäck in einen für uns bereitgestellten Sonderzug. Wir kommen in einen großen Wartesaal, wo gedeckte Tische unserer warten. Nach einer Begrüßung lassen wir uns das Eintopfessen schmecken. Freundliche Schwestern vom Roten Kreuz sind darauf bedacht, uns reichlich zu beköstigen. Nach dem Essen bestiegen wir unsern Zug und fahren in die dunkle Nacht hinein. An jeder größeren Haltestelle sind Frauen von der NSV da und reichen uns belegte Butterbrote. Der skeptische alte Litauer taut nun auf. „Das habe ich nicht erwartet. Die müssen viel zu essen haben. Das muß ich nach Litauen schreiben. So ein schöner Empfang.“ Leise wird auch der Trennungsschmerz wach. Eine alte Frau war kaum zu bewegen, die Umsiedlung mitzumachen. Als im Ersten Weltkrieg

das Dorf zeitweilig geräumt werden mußte und alle Einwohner sich auf den Weg machten, kroch die Brave unters Bett und verhielt sich still, bis alle weg waren. Erst dann kam sie wieder hervor und wirtschaffete in ihrem Hause einige Tage allein, um die Rückkehrenden zu überraschen. Nun sollte sie nach 27 Jahren wiederum hinaus. Das war ihr nicht beizubringen. „Ich gehe nicht aus meinem Hause. Das habe ich mir gebaut und will da auch sterben.“ Weil man sie nicht zurücklassen wollte, griffen die Angehörigen zu einer Notlüge: „Wir fahren nicht weg. Wir möchten Emil sehen und kommen zurück.“ Ihren bei der Wehrmacht dienenden Enkel hatte sie nun doch gern gesehen, und so fand sie sich ebenfalls im Zuge der Entwurzellen. In Rummelsburg (Pommern) nahm uns ein Barackenlager auf, das nach einiger Zeit mit 1000 Personen belegt war. Die Unterkünfte in dem alten ehemaligen Arbeitsdienstlager waren nicht musterhaft. Das sollte die Schulung, die Umerziehung und die Betreuung sein! Da fiel der erste Mehltau der Enttäuschung. Die Umsiedler hatten volles Verständnis für die Bedrängnisse des Vaterlandes im Kriege. Hatten sie in jedem Reichsdeutschen einen Engel erwartet, so fühlten sie sich nun schockiert durch Schiebertum, Mißtrauen, Kirchenfeindschaft. „Die Liebe geht durch den Magen.“ Nach einigen geräuschvollen Wochen mit verschiedenen Registrierungen sahen unsere einfachen Leute zweierlei Verpflegungsarten: für Umsiedler hauptsächlich Steckrübensuppen und für die zur Schulung hergeschickten SS-Männer und für das Küchenpersonal Spiegeleier, Schinken, Schabefleisch mit Salat garniert, Bohnenkaffee, Zigaretten und Alkohol. Nach einer Meuterei sollte eine Dame von der Einsatzführung Stellin die vorgebrachten Beschwerden untersuchen. Sie zerbrach mit ihrer gewiegten Dialektik jegliches Vertrauen, indem sie barsch erwiderte: „Unsinn! Die Lagerführung hat dasselbe Essen. Alle haben nur die zustehende Ration, und alle verzehren nichts anderes.“ Der Kreispropagandaleiter, Schulrat Bittrich, wird beim Schmuggel ertappt. Nach einer hochpatriotischen Rede will er seinen roten Dienstwagen besteigen, dabei fallen aus seinen Taschen Päckchen mit Kaffeebohnen und Butter zur Erde. Er verschwand in den Beskiden und Karpaten. Im Gedächtnis der von ihm Betreuten blieben seine Zechereien und Hamstereien. Die Lagerführung stellt einen Transport von etwa 400 „Meckerern“ zusammen und schickt ihn unangemeldet zum Lager Flatow. Als Dank warten bald die zurückgebliebenen „Rummelsburger“ mit einem neuen Schrei auf: „Schickt uns auch nach Flatow. Dort ist es viel besser.“ Nach Rummelsburg kamen aus dem Lager Schlawe einige Hunderte von Neuen an und füllten die entstandene Lücke auf. Das gab wiederum ein Gären, weil die Schlawer besser genährt waren. „Am roten Gesicht konnte man einen Schlawer von einem bleichen Rummelsburger unterscheiden“, erzählte ein alter Mann, der viel Hunger im Ersten Weltkrieg erlebt hatte. Die Leute im Lager Schlawe verdankten viel Frau Panther, einer rührigen Betreuerin von der NSV, die sich dort stets unter den Umsiedlern des besten Rufes erfreute. Rühmend muß hier er-



Litauendeutsche Mädels fanden sich, unbeschwert von den Sorgen der Alten, schnell zurecht in der neuen Zeit.

wählt werden, daß die NSV die ganze Zeit hindurch zum allgemeinen Wohl gewirkt hat. Die Frauen, die dort Dienst machten, haben ihn mit mehr oder weniger Geschick jederzeit mit redlichen Bemühen um Besserung der Verhältnisse ausgeübt.

Die ersten Umsiedler kamen im Lager Rummelsburg am 22. Februar 1941 an, die letzten folgten in der ersten Mitte des März. Freien Ausgang hatte die Belegschaft erst gegen Ende Juni. Etwa 4 Monate waren die Insassen von der Umwelt abgeriegelt, angeblich aus sanitären Gründen. Die Lagerwache am Tor gestattete den Verkehr nur gegen Vorlage eines Passierscheins. Man witterte mit Recht Mißtrauen. Mir wurde von der Einsatzführung Stettin erlaubt, Beerdigungen und Taufen zu vollziehen und Kranken das Heilige Abendmahl zu reichen. Wenn es zu Beerdigungen auf den Friedhof zu Rummelsburg ging, wurden die Leute hin und zurück von einem oder mehreren SS-Männern geführt. Bei der gegen Mitte Juli 1941 erfolgten Einbürgerung wurden die Leute in A- und O-Fälle aussortiert, was den Keim zu dauernder Feindschaft gegen Vertrauensleute der Einwandererzentrale legte.

Der Gottesdienstbesuch wurde nicht gestattet. Leute, die nach einigen Monaten den Weg dorthin fanden, schlugen sich eine Lücke in den Stacheldrahtzaun, der das ganze Lager umgab. Sie erzählten, daß sie endlich wieder das Gleichnis vom reichen Kornbauern hören

konnten. Diese Abriegelung erfüllte die Leute mit Mißtrauen zu ihren „Betreuern“. Die Kirchlichen waren durch diese Maßnahme wie vor den Kopf gestoßen. „Wenn ich in Deutschland bin, spanne ich sonntags die Pferde an den Kutschwagen und fahre zur Kirche. So dachte ich mir das Leben hier. Was wird hier gespielt?“ Der Bauer B. sprach dieses Wort für viele. Nach einiger Zeit meinte der Kreispropagandaleiter Schulrat B.: „Die kirchliche Taufe ist Quatsch. Die Kinder sollen zur Namensweihe.“ Einige wenige Kinder kamen demzufolge zu seiner Weihe mit einem großen Aufgebot von Deklamatoren, einem Klavierspieler und einer Abordnung des BDM, mit der Frauenschaftsführerin an der Spitze. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß hier herausgestrichen werden, daß die kirchliche Frage von den Lagerführern und Betreuern unterschiedlich behandelt wurde. In Schlawa wurden die Kinder mit einem Dienstwagen zur Taufe in die Kirche gefahren und kirchliche Trauungen gestattet, was in Rummelsburg erst nach der Strafversetzung des Propagandaleiters vorkam. Vorher war eine kirchliche Trauung bestellt und die Kirche geschmückt worden. Das Brautpaar aber durfte nicht dort erscheinen. Das öffnete den späteren Paaren die Augen. Nach dem Abgang des Hauptgegners setzten zwei Paare hartnäckig ihre kirchliche Trauung durch. Der Lagerführer hielt ihnen vor, daß dieses verboten wäre; worauf die Resoluten das als ihre Privatsache hinstellten und ihm den Rücken zudrehten. Er wagte es nicht, die Trauung zu hindern. Einer Kranken im Lager Bublitz durfte das Abendmahl nicht gereicht werden. Sie mußte zu diesem Zweck in ein Privathaus außerhalb des Lagers getragen werden, wohin der Ortspastor geholt wurde. Es war wie eine Befreiung von einem bösen Alpdruck, als im Frühling 1942 die Rücksiedlung nach Litauen anrollte und als im Herbst desselben Jahres auch die Familienangehörigen den vorausgezogenen Männern nachziehen durften. Die alte Heimat wurde zum zweitenmal unerwartet wiedergeschickt.

Der Kampf gegen Antichrist und Nihilismus geht auch da weiter. In einer kleinen Ortschaft stirbt ein Rücksiedler. Zum Beerdigen ist kein Pastor und kein kundiger Laie da. Die Angehörigen holen sich einen katholischen Priester, der taktvoll nach dem Ritus seiner Kirche die Bestattungsfeier leitet. Den evangelischen Leidtragenden tat die christliche Art derselben wohl. Ein SD-Mann meinte hierzu: Deswegen werden wir den Krieg nicht verlieren. Wichtig ist es, daß wir ihn gewinnen. Es scheint aber doch, daß der Krieg vor allen Dingen darum verlorenging, weil die Regierung keine Bindung mehr an Gott und somit auch kein Verantwortungsgefühl besaß. Der Generalkommissar v. R. versuchte, einige Pastoren nach Litauen zurückzusiedeln, weil ihm das Schädliche der Kirchenfeindschaft klar geworden war. Vorschläge waren ihm unterbreitet, Pläne für die Einteilung der Gemeinden gezeichnet, da sprach der SD sein Machtwort und vereitelte es: So eine Institution gibt es hier nicht und wird es auch nicht geben. In eine arge Bedrängnis geriet der Urlauber Pastor F. Vom Balkan, wo er bei der kämpfenden Truppe stand, wurde er zur An-



Rückgesiedelte Wischtyler Landsleute vor ihrem Heimatstädtchen im Jahre 1942.

siedlung nach Litauen zurückgeholt, um im Ansiedlungsstab zu vernehmen, daß für Theologen keine Verwendung wäre und nur ein wehrtwirtschaftlicher Einsatz in Frage käme. Darauf zog er zu seinen Angehörigen nach Kybarten. Unterdessen rückte der Tag der Konfirmation heran, die der Pastor von Eydtkau vollziehen sollte. Parteimänner brachten es fertig, ihm unmittelbar vor der Einsegnung den Passierschein zu entziehen. Wahrscheinlich sollte die Feier dadurch verhindert werden. Nun kamen die Eltern zu F. und baten, daß er die anstehende Konfirmation übernehme. Mit einer diesbezüglichen Genehmigung vom Kreisdienststellenleiter ausgerüstet, kamen die Interessierten so doch noch zum Ziel. Ein Sterbefall brachte noch einmal dieselbe Verlegenheit. Der Leiter wollte diesmal keine Genehmigung geben, sondern zur Bestattung einen Propagandaleiter, den Schulrat, schicken. Die Angehörigen kündigten an, daß sie bei dieser Situation lieber den litauischen katholischen Priester bitten möchten. Unwillig wurde Pastor F. zum zweitenmal eine Genehmigung erteilt, und er hat die Beerdigung mit bewährter Bereitschaft vollzogen. Nach einigen Tagen überbringt ihm ein Mann vom SD den Befehl, Litauen in drei Tagen zu verlassen und sich in Eydtkau zu melden. Solche Husarenstücke des Sicherheitsdienstes dehnten sich allmählich auch auf die Tätigkeit des Propstes Tittel-



Blick auf die Grenzstadt Kybarten, einem der Schauplätze in unserem Bericht.

bach aus. Ihm wurde das Anulieren untersagt und nur erlaubt, Predigten nach Vorzensur des SD zu halten. Natürlich wurde dieses unwürdige Ansinnen zurückgewiesen. Die Abendmahlsfeiern und der Konfirmandenunterricht wurden ihm genommen. Dasselbe Geschick ereilte Pastor Hirsch in Ponewesch, der von einem ehemaligen Gemeindeglied wegen des Konfirmandenunterrichts denunziert wurde. Er sollte eine Beschäftigung ausüben, „die seinem geschwächten Gesundheitszustand bekömmlich wäre.“

Das Wetterleuchten am östlichen Horizont und das Wummern der herannahenden Front hieb diesen gordischen Knoten im geistigen Leben durch. Am 12. Juli 1944 erreichte uns der Befehl, anderen Tages um 3 Uhr morgens aufzubrechen und in Richtung Grenze zu ziehen. Damit hieß es, noch einmal von den trauten heimatlichen Stätten Abschied zu nehmen. Hierüber hätten meine Blätter allerlei zu berichten, doch ich sehe das erschrockene Gesicht des Schriftleiters, der mir schon bei der Hälfte des Materials auf die Finger klopfen wollte. Da außerdem mein verletzter Arm meine Freude am Schreiben nicht gerade hebt, möchte ich schließen, indem zum Gedächtnis noch das folgende gesetzt wird:

So stehst du, traute Heimat, vor meinem geistigen Auge. Und wenn die Kriegsfurie auch über dich hinwegbrandete und alles in ein



Erntedankfest 1943 in Skaudvile. Alles tanzt, einschließlich der braunen Prominenz.

Flammenmeer tauchte, bleibt doch in meinem Herzen dein altes Bild: Das verwitterte Wohnhaus, vor dem Rosen, Tulpen, Dahlien, Stiefmütterchen, Rauten mich grüßen; die Täler, wo herrliche Wiesen in ihrer Pracht mich zum Verweilen einladen und der nahe Fluß (Nova) zu einem Bade lockt; das gefiederte Volk der Säger im Hain mich aller Sorgen entrückt. Kann ich auch nicht daheim wandeln, so sollen wenigstens diese Zeilen mich dahin tragen. Nicht mich allein, sondern einen jeden, der sie liest. Es gibt ja nichts Herrlicheres auf der Erde als die Heimat, und wer sie verloren hat, lernt sie um so mehr schätzen und lieben. Die Erinnerung an die Heimat ist und bleibt ein festes Band, das alt und jung zu einer Gemeinschaft verbindet. Und wäre die Erinnerung von manchen unerfreulichen Vorgängen verdunkelt, und wäre die Heimat bei manchen auch arm, sehr arm an landschaftlichen Reizen, sobald wir dieses Wort aussprechen, sind sich alle in einem einig, schlagen alle Herzen sehnsuchtsvoll denselben Grundakkord an: Teure Heimat, sei begrüßt... Wo man auf eigener Scholle sich sein Brot erarbeitete, wo man im eigenen Heim Geselligkeit pflegen und Gastfreundschaft üben durfte, da und nur da ist man zu Hause. Möge diese Erinnerung an das einstige Schaffen und Mühen uns helfen, den Sinn des Lebens zu erfassen, Wurzeln neu zu schlagen und hier heimisch zu werden.

Was manchen noch interessieren wird

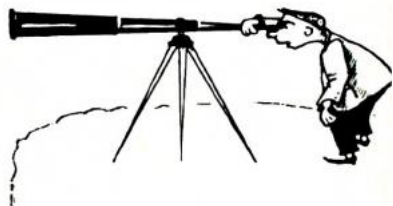
Aufstellung der Umsiedler-Kennkarten-Nummern für die einzelnen Ortsbezirke Litauens:

O.B.	Name	Kenn-Nummer
O.B. I	Kauen-Stadt	10/00/01 — 10/66/57
	Kauen-Stadt	19/00/6 — 19/00/65
O.B. II	Kauen-Land	20/00/01 — 20/31/46
O.B. III	Prienai	2/80/01 — 3/03/80
	Kreis Mariampol	
O.B. IV	Mariampol	3/30/02 — 3/57/38
O.B. V	Wilkowischken	3/90/01 — 4/21/74
O.B. VI	Wischyten	46/00/01 — 46/37/72
	Kreis Wilkowischken	
O.B. VII	Kybarten	5/50/01 — 5/86/18
	Kreis Wilkowischken	
O.B. VIII	Neustadt (Naumiestis)	6/20/01 — 6/41/46
	Kreis Schaken	
O.B. IX	Schaken	6/70/01 — 6/99/47
O.B. X	Raseinen	7/70/01 — 8/04/34
O.B. XI	Taugrogen	8/30/01 — 8/98/58
O.B. XII	Schilalen	9/10/01 — 9/54/86
	Kreis Taugrogen	
O.B. XIII	Krollingen	9/90/00 — 10/16/76
	Kreis Mascheiken	
	Kreis Telschen	
O.B. XIV	Schaulen	103/00/01 — 103/13/19
O.B. XV	Ponewesch	10/60/01 — 10/69/63
O.B. XVI	Seirijai	7/30/01 — 7/45/55
O.B. XVII	Wilna	2/50/01 — 2/59/81

Insgesamt: 51 852



Der Autopark und die Sterngucker



Eigentlich sonderbar, denn was hat schon ein Autopark mit der Sternkunde zu tun? Und doch haben dereinst Zeit und Politik dazu geführt, daß Technik und Wissenschaft so vorzüglich mit- und nebeneinander zusammengewirkt haben!

Es war im Oktober 1940. Die mächtige Sowjetunion hatte inzwischen das kleine Land Litauen besetzt und als Sowjetrepublik in ihren Staatsverband aufgenommen. Alles ging natürlich „ohne Zwang“ und nur auf dringendes „Bitten“ des ganzen litauischen Volkes vor sich! Die Oberbolschewiken waren überzeugt, Litauen so vor den äußeren und inneren Feinden zu schützen und nebenbei stärker und größer zu werden! Einige „Neutrale“ meinten allerdings, eine fremde Okkupation wäre, geschichtlich gesehen, sowieso wieder einmal fällig!

Bei den Volksdeutschen des Landes aber ging es wie in einem aufgeschichteten Ameisenhaufen zu. Sie rüsteten mit Volldampf zur Umsiedlung nach Deutschland. Amtlich wurde der Kulturverband der Deutschen in Litauen beauftragt, diese Aktion vorzubereiten. Das Deutsche Gymnasium in Kauen wurde geschlossen, um den stark vergrößerten Dienststellen des Verbandes Platz zu machen. Unsere Landsleute lebten im Land verstreut. Diese mußten nun alle erfaßt, beraten und auch besucht werden. Um diese große Aufgabe erfüllen zu können, benötigte man viele Kraftwagen. Der Kulturverband besaß zwar einen kleinen Autopark, doch dieser reichte nicht aus. Beherrzte Landsleute stellten daher ihre Wagen für diesen Zweck zur Verfügung. So schwoll der kleine Autopark zu einem ansehnlichen Betrieb an. Zum Leiter wurde Landsmann Okum (etwas gestutzter Familienname) bestellt und zum Mechanikermeister Landsmann Julius befördert.

O dieser Julius! Das war ein wunderbarer Mann und ein guter Techniker! Wie ein gut entwickelter Differt (Täuberich) gurte und surrte dieser den ganzen Tag um seine ihm anvertrauten Kraftfahrer herum. Einen mußte er zur Mehrleistung ermahnen, dem

anderen war die Leitung (natürlich die vom Benzintank!) verstopft, hier blies die Kompression durch die Zündkerzen und dort war diese überhaupt nicht mehr vernehmbar! Trotz aller seiner Sorgen und der verantwortungsvollen Arbeit fand der Julius immer wieder etwas Zeit, um mit den schönen jungen deutschen Marjellchen (Mädchen) zu plachandern (plaudern) und ihnen in die Augen zu schauen! Ein Wagen verließ den Hof des Autoparks und zwei kamen wieder von großer Fahrt zurück. Vom kleinen Opel-Kadett bis zum großen amerikanischen Straßenkreuzer waren alle Wagentypen vertreten. Den schönsten Opel-Kapitan hatte natürlich der Herr Präsident des Verbandes und sein Fahrer hieß Reinecke, der Fuchs. Den zweitbesten Wagen besaß der Herr Vizepräsident und als Lenker war der litauendeutsche Bayer tätig. Alle anderen Wagen wurden von ehrenamtlichen oder auch von gewöhnlichen Kraftfahrern bedient. Nur der Herr Verbandsschatzmeister fuhr seinen mächtigen Wanderer ganz alleine. Kein Wunder, denn nach einer alten Tradition sind Schatzmeister und Kassierer am liebsten mit dem Geld einsam! Mit der Zeit wurden die Fahrer des Autoparks dreibastiger (frecher) und disziplinloser. Erhielten diese einen dienstlichen Befehl, so nüksten (nickten) sie nur mit dem Kopf. Sollte der Wagen eines höheren Vorgesetzten vorschriftsmäßig poliert werden, griff da ein Frecher einfach zum Kodder (Lappen) und rieb damit den eleganten Wagen mit einigen Zickzacks ab. Für einige Fahrer wurde sogar das Einfahrtstor plötzlich zu schmal, die Kotflügel wurden „rasiert“. Eines Tages kam ein Angehöriger dieser Kraftfahrer-Gilde auf den Gedanken, mit seinem Olympia einen tiefen Straßengraben „auszumessen“. Das Resultat war ein richtiger Unfall! Vom schönen Wagen blieb nunmehr noch der verbogene Rahmen, eineinhalb Reifen, der Bagaschnik (Gepäckträger) und noch einige Schrauben übrig! Seine Mutter, eine bekannte Ärztin, verpaßte dem Söhnchen ein paar Pflästerchen, und damit war diese Angelegenheit scheinbar wieder behoben! Doch dem Leiter Okum und Meister Julius ging der Hof endlich hoch! Alle Fahrer mußten abends in den Turnsaal. Dort „trainierte“ Landsmann Okum diese nach Strich und Faden: Kniebeugen, Hinlegen, Wenden, Marschieren und noch einiges mehr! Schon nach einigen Übungsabenden waren diese Männer nicht wiederzuerkennen: Vorschriftsmäßige Körperhaltung, anständige Meldung an den Vorgesetzten, die Fingerspitzen fanden automatisch die Hosennaht, und auf dem Hof erscholl es stets kräftig „Jawohl!“ Die deutsche Ordnung hielt in den Autopark Einzug! Meister Julius aber errichtete aus dem zerbeulten Olympia an sichtbarer Stelle ein „Mahnmal“. In ihm machten es sich bald einige Spatzen bequem und die respektlosen Fahrer holten sich von dort die letzten Schrauben! Der Hof des Autoparks war mit einer hohen Mauer umgeben, doch diese hinderte die erfunderischen Fahrer nicht, auch hin und wieder einmal über den Zaun zu schauen. Schneidige Politikoms (Politischer Kommissar) mit Politruks (dessen Gehilfe) waren auf der Straße stets zu sehen. Gut angezogen, mit mächtigem Nagan (Pistolentype) und



Das Deutsche Gymnasium in Kauern, in der Gestalt, wie es bei der Umsiedlung zurückblieb

Volkstum ist nicht ein Kleid, das man beliebig wechseln kann. Es ist nicht etwas Äußerliches, es ist etwas Wesenhaftes, das man nicht abstreifen kann, wenn es einem unbequem wird, und hervorholen, wenn es einem nützlich ist. Ein Mensch, der losgelöst von allen Bindungen aufwachsen muß, kann sich nicht entfalten, daher ist es wichtig, daß er in seinem Volkstum, in seiner Sprache, in seinen Sitten heimisch wird. Dort liegen seine Wurzeln. Die deutsche Schule im Ausland sorgte dafür, daß diese Wurzeln stark und gesund wurden. So wichtig die Volksschulen waren — sie bildeten das Fundament — so nötig war es, daß darauf weitergebaut wurde. Das geschah auf den Mittelschulen und auf dem Deutschen Gymnasium in Kauern. Ohne diese höhere Schule wäre alles ein Haus ohne Dach geblieben. Wenn eine Volksguppe sich behaupten wollte, mußte sie auch Geistesarbeiter haben: Lehrer, Pastoren, Ärzte, Apotheker — und aus den eigenen Reihen mußten sie kommen! Aus dieser Notwendigkeit heraus entstand das Deutsche Gymnasium in Kauern. Alle Deutschen, in allen Dörfern, in allen Städten, wurden angesprochen, mußten mithelfen. Zuerst war es der Verein „Oberrealschule“, nachher der Kulturverband der Deutschen, der sich der Kultur- und Schularbeit besonders annahm. Wie ein Wunder erscheint es, daß sich schließlich das Deutsche Gymnasium so ein stattliches Haus bauen konnte. Es gab keinen Staat, der uns alles hinstellte und zum Einziehen einlud. Wir mußten Selbstversorger sein und waren es auch.

E. J.

der berühmten Meldetasche an Schnüren hängend bis zu den Knien. Diese Parteifunktionäre versuchten auf der Straße Litauer in politische Aufklärungsgespräche zu verwickeln. Die Litauer waren auch nicht aus Holz und gaben gut kontra! Zu dieser Zeit konnte man sich noch so etwas leisten. Mit den Deutschen solche Debatten zu führen, war vollkommen zwecklos, denn in Kürze sollten diese das „Paradies“ sowieso verlassen. Rotarmisten sah man dagegen fast gar nicht. Diese armen „Befreier“ wurden gleich nach der „Befreiung“ einfach in die Kasernen eingesperrt, damit eine mögliche Infektion durch die verdammt „Kapitalisten“ ausgeschlossen blieb! Sah man einzelne von ihnen, so wirkten diese scheu und betreten. Seltsamerweise hatten alle ihre Uhren zu Hause gelassen. Höflich und schamhaft fragten sie nach den heißbegehrten Dingen. Etwa selbständig nach Uhren in den Taschen nachzuschauen wagte zu dieser Zeit noch keiner!

Gegenüber dem Autopark stand ein großes und neues Haus. Eines Tages bemerkten die Kraftfahrer, daß in diesem umgezogen wurde. Gewiß, es war in diesen Tagen nichts Außergewöhnliches, daß arm gewordene Kapitalisten in Dachkammern und Keller, und reichgewordene Parteiprolen in Fünfzimmerwohnungen mit allem Luxus umzogen. In beiden Fällen nahm man aus Bequemlichkeitsgründen einfach seine Sachen nicht mit. Diese fand man ja in schönster Ordnung schon in der neuen Wohnung! Bei diesem Umzug in der Nachbarschaft war es jedoch auffallend, daß die neuen Einwohner nur lauter Männer im besten Alter waren und einheitlich gekleidet waren. Alle in Stiefeln und auf den Köpfen die Leckmimorschmützen (Sportmütze, nach Wilkawischer Schnitt). Zu allererst werden die Fenster mit schönen, jedoch musterlosen Gardinen ausgestattet. Dann wurde es ganz ruhig bei den Nachbarn. Erst nach einigen Tagen bemerkte man kleine „Veränderungen“: Auf den Gardinen waren plötzlich kleine und große Kuller da, welche sich langsam und sicher hin und her bewegten. Kraftfahrer sind nun einmal scharfsinnige und aufmerksame Menschen, diese meldeten den geheimnisvollen Vorgang dem Wachvorgesetzten, Landsmann Derwel. Mit einem Feldstecher ging dieser sofort in „Stellung“. Groß war sein Erstaunen, als er feststellte, daß diese schwarzen Kuller nichts anderes waren als Fernrohre, Teleskope, Theodoliten und ähnliche „Instrumente“. Es gab keinen Zweifel, daß es die NKWD war, die hier einen ihrer „Stützpunkte“ errichtet hatte! Die NKWD (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) wollte durch diese „Sternwarte“ nur die schönen silbernen Sternchen am Himmelszelt näher betrachten! Anscheinend war sie der roten Sterne auf den zahllosen Plakaten schon überdrüssig. Gewiß, eine sehr nützliche und nachahmenswerte Einrichtung der Freizeitgestaltung mitten im Gewühl einer Großstadt und in der Nachbarschaft eines Autoparks! Mit dieser Feststellung schien diese Angelegenheit vorerst abgeschlossen. Möge man nun über die NKWD denken wie man will, eine ähnliche „Einrichtung“ besteht in jedem modernen und unmodernen Staat.

Von Andorra bis San Marino und selbst in Tschuschimutshi (neuer Staat in Afrika) finden wir stets einen Sicherheitsdienst. Dieser ist dazu geschaffen, daß die „braven“ Bürger auf ihren Strohsäcken sicher schlafen können. Na, und die „unbraven“ sollen sich nur ruhig auf ihren bequemen Schlaraffiamatratzen herumwälzen, das kann denen nichts schaden.

Am 21. Januar 1941 trat das ersehnte deutsche Umsiedlungskommando mit dem deutschen Bevollmächtigten für die Umsiedlung in Litauen ein. Über 150 Pkw. und Lkw. vergrößerten den Autopark erheblich. Im Hof des Autoparks ging es wie in einem Hexenkessel zu. Ein Teil der Wagen wurde auf die Provinz verteilt. Die mitgebrachten gewaltigen Schneepflüge wurden bald eingesetzt, damit die Trecks durch die Schneemassen vorwärts kommen konnten. Das Prachtstück aller Wagen war nun der Opel-Admiral des Herrn Bevollmächtigten. Wenn der Fahrer dieses Wagens etwas „aufdrehte“, dann war er den folgenden Wagen der NKWD bald entschwinden! Meister Julius baute dem Admiral noch einen zweiten Akku ein, damit dieser den litauischen Winter besser ertragen konnte.

Landsmann Derwel war mit Recht im Wachdienst ein sehr strenger Vorgesetzter und kannte daher auch keinen „Pardon“! Ihm unterstand ein großes Wachkommando von ausgesuchten volksdeutschen Männern. Diese trugen die Verantwortung für die Sicherheit der großen Dienststelle und des umfangreichen Autoparks. Von der Sowjetunion wurde das ganze als „exterritorial“ erklärt, das heißt, es war reichsdeutsches Hoheitsgebiet. Die Männer der Wache waren alle gut bewaffnet, zwar nicht mit MG's und Maschinenpistolen, doch immerhin mit bruchsicke ren Rohrstöcken! Und wehe dem feigen Pschamatz (Bösewicht) oder auch tapferen NWKDist, der es gewagt hätte, über den Zaun zu steigen! Jeder von diesen wäre sofort von der linken Wache „blaugemacht“! Am Tage versuchten zwar Sowjetrussen unter verschiedenen Vorwänden in das Dienstgebäude hereinzukommen, Landsmann Derwel beförderte diese schmerzlos und schnell wieder hinaus!

Vor dem Haupteingang zu den Räumen der Dienststelle hielt ein treuer Wachmann Tag und Nacht Wache. Jeder Besucher wurde in einem Buch registriert und dann zum entsprechenden Sachbearbeiter geleitet. Heute hält Landsmann Janson Wache. Es ist bereits spät am Nachmittag und der Verkehr in den Gängen ist gering. Er sitzt bequem am Tisch und hat auf die linke Hand sein müdes Haupt gestützt. Mit dem linken Reiterstiefel schlägt er den Takt und mit den Fingern der rechten Hand dirigiert und pfeift er zugleich den zackigen preußischen Präsentiermarsch. Ach, wie war's doch gestern im Club der Reichsdeutschen alles so wunderschön! Der Film „Trenk, der Pandur“ mit Hans Albers war prima und nach diesem trank er mit reichs- und volksdeutschen Kameraden Duzbruderschaft. Der süße Krupnikas (litauischer Honig, russischer Wodka 96%, mit echt deutschen Essenzen) zerfloß schon auf der Zungenspitze! Der riesige Schweinebraten war einfach nicht mehr zu schaffen, und von den rie-

sigen Klotzkis (Kartoffelknödel) konnte er nur noch sechs Stück schaffen! In seiner Nähe saßen auch Landsmann Bummelmann und Landsmännin Puppi und waren so vertraut zu ihm, trotz der hohen Abstammung! Da plötzlich steht Derwel vor ihm. Wachmann Janson springt wie von der Tarantel gestochen auf und macht dem Vorgesetzten eine zackige Meldung. Derwel dankt und schmunzelt, nein, der Janson hat wirklich nicht geschlafen! Hier eine Richtigstellung: Es ist nicht hier der Landsmann Janson mit den schönen schwarzen Wonzchen (Schnurrbärtchen), den Sie meinen, sondern einfach ein anderer!

Daß Kraftfahrer und Wachmänner stets einen guten Hunger und großen Durst haben, ist wohl bekannt. Aus diesem Grunde wohl wurden im Dienstgebäude und im Verein der Reichsdeutschen gute Kantinen eingerichtet. Es war keine Seltenheit, wenn so ein wackerer Kraftfahrer oder Wachmann zu seinem Frühstück 5—6 Eier, ein Viertelpfund Karvutė (litauische Markenbutter), nebst entsprechenden „Zutaten“ auf einmal verdrückte. In beiden Kantinen wurde man von freiwilligen forschenden deutschen Mädchen gut bedient. Beide Betriebe standen unter dem Küchenoberbefehl von Frau de la Croix. Ende Januar erließ die NKWD ein Verbot, wonach es den volksdeutschen Fahrern untersagt wurde, einen Kraftwagen zu führen. Darauf wurden diese als Verstärkung der Wache zugeteilt. Die volksdeutschen Wagen wurden den Sowjets übergeben. Für die Fahrer war der Abschied von ihren Benzinkutschen nicht leicht, ist doch so ein Vehikel auch zugleich ein Stück Schicksal seines Lenkers! Bei der Übergabeprozedur hatte Meister Julius keinen leichten Stand. Da fehlte ein Reservereifen, hier ein Akku. Weiß der Kuckuck, in manchem Wagen war das Armaturenbrett ein gähnendes Loch. Vergeblich erklärte Julius, daß das für die Handschuhe und den Schniefke (Schnupftabak) sei, der Russe glaubte im Geist hier eine Uhr und dort ein Radio zu sehen. Aus seiner „Reserve“ brachte der Julius daher noch einige Puschkes (Dosen) mit Schrauben, Scheiben und Muttern, um noch so die Übergabestimmung zu retten. Alle Wagen mußten schließlich jammervoll abgeschleppt werden, denn der Kraftstoff war total „verdunstet“.

Die seltsamen Fenster der Sterngucker in der Nachbarschaft machten unserem braven Landsmann Derwel noch immer großen Kummer. Wenn auch die Dienststelle keine großen Geheimnisse zu verbergen hatte, so war es doch nur recht und billig, ungestört die gegebenen Aufgaben zu lösen. Die schwarzen Tupfen bei den Nachbarn bewegten sich mit der Zeit immer energischer und unser Wachvorgesetzter wurde immer nervöser. Gewiß, die NKWD-Sterngucker wollten mit ihren Objektiven nichts Schlechtes. Vielleicht — ordnungshalber — von jedem deutschen Schrittstück eine Fernfotokopie oder auch Nahaufnahmen von litauischen Freunden, die sehr gerne mit uns in die Ferne gezogen wären! Derwel ordnete daher an, ab sofort die Fenster zum Nachbarn durch Schließen der Fenstervorhänge abzuschirmen. Es wurde daher auch am hellen Tage nur noch

bei elektrischem Licht gearbeitet. Doch auch diese Maßnahme wirkte nicht radikal. Die Sterngucker fuhren sogar ein Fernrohr von gut zwei Meter Länge aus. Jetzt platzte dem guten Derwel der Kragen. Kurz entschlossen bestellte er beim reichsdeutschen Kurier, der täglich zwischen Kauen und Eydtkau pendelte, das „Magnesinpulver“ (reichsdeutsches Patent angemeldet). Mit diesem deutschen Mittel imprägnierte Derwel eigenhändig alle Fenstervorhänge. Durch die so behandelten Gardinen konnten selbst Gammastrahlen nicht mehr durchdringen. So siegte damals deutsche Wissenschaft über sowjetischen Wissensdurst!

Eine jede Zeit bringt neue Probleme, so auch die damalige. Da war zuerst das Stiefelproblem der Deutschen. Der Kuckuck weiß es und es ist heute schwer festzustellen, wer eigentlich diese neue Mode aufgebracht hat. Die Wachmänner, Krafffahrer, ja sogar der Herr Buchhalter verpaßten sich in ganz kurzer Zeit hohe Reiterstiefel mit stahlharten Schäften. Nach einer Vorschrift mußten diese mindestens dem Druck einer 25-t-Chausseewalze standhalten. Das Leder wurde im Lande recht bald knapp, doch die litauischen Freunde taten alles, um den Deutschen behilflich zu sein. Das zweitwichtigste war das Grußproblem. Um die verschiedenen Gruppen politisch zu unterscheiden, wurden vier Grußarten eingeführt. Die Militärs grüßten durch Anlegen der Hand an den Kasiriok (Mützenschirm), Litauer hoben die Kopfbedeckung, Deutsche streckten und Bolschewiken krümmten die Finger beim Gruß. Ein nächstes Problem war die Arbusengeschichte (Arbusen-Wassermelonen). Nach der „Befreiung“ sah auch der Klügste, daß Lebensmittel und andere lebenswichtige Dinge, entweder gar nicht oder nur zu Wucherpreisen zu bekommen waren. Den gestriegelten Parteifunktionären paßte diese Lage zu ihren „Lobpreisungen“ nicht. Um diese mißliche Lage zu verbessern, wurden von der Obrigkeit Wassermelonen aus Moskau angefordert. Diese trafen in kurzer Zeit ein und wurden im Schanzer Güterbahnhof umsonst verteilt. Die Arbeiter der Zentralen Eisenbahnwerkstätten mußten sogar ihre Arbeit unterbrechen. Auf den Waggons stand die Inschrift: „Für das hungernde Litauen!“ Die Wochenschauen waren bei diesem historischen Augenblick vollzählig dabei und machten fleißig Aufnahmen. Auch der Nachschub von roter Farbe klappte wunderbar, denn das Volk wurde belehrt, diese recht oft und zu jeder Gelegenheit fleißig zu gebrauchen! Jeder andere Nachschub wurde von den verdammten Sabotaschnikes (Saboteuren) vollkommen lahmgelegt. Und das Liedproblem wurde auch sehr ernst genommen. Die Bolschewiken sangen „Kagda nas w Boij paschliot Towarischtsch Stalin“ (Wenn Genosse Stalin uns zum Kampfe schickt), „Tri Tankisti — tri vessiolije Drugi“ (Drei Panzermänner — drei lustige Freunde) und das sehr beliebte „Katiuschalied“ (Kätzchenlied). Bei den Volksdeutschen dagegen sang man: „Blaue Dragoner, vom Rehlein und vom Heideblümlein und das morsche Knochenlied. Wo in dieser Welt gab es je eine ähnliche Situation?

So nahte der 25. März 1941. Der Großteil der Volksdeutschen war bereits in Deutschland und schrieb den Verbliebenen fleißig Briefe. In der Dienststelle wickelte ein Hautlein Frauen und Männer noch die letzten Angelegenheiten ab. Erst gegen Mittag ließ der gestrenge Wachvorgesetzte Derwel die Sternguckernachbarn ohne jede Formalität in das Gebäude. Beide Seiten reichten sich sogar die Hände. Ein Oberst der NKWD versprach sogar, daß in diese Räume wieder eine Schule Einzug halten wird. Dieses war für die Abschiednehmenden sehr tröstlich.

Und nun gehen alle gemeinsam zum letztenmal durch die vertrauten Räume. Man schaut von einem oberen Stockwerk auf die Tatarenstraße. Da wohnt jetzt der neue Gesundheitsminister Dr. Kogan. Dann geht man zur Hofseite des Hauses. Hier liegt links der mohammedanische Friedhof und tiefer grüßt uns der schlanke Turm der Tataren-Moschee. Rechts liegt friedlich der evangelische Friedhof im tiefen Schnee. Auf vielen Gräbern liegen frische Blumen als Abschiedsgruß von Verwandten und Bekannten. Am rechten Flügel sehen wir die große Deutsche Schule in Karmeliten. Viele, viele unserer Landsleute gingen hier zur Schule und holten sich das Rüstzeug für ihr Leben. Von dem Dach der Schule aus sieht man den deutschen Heldenfriedhof aus dem Ersten Weltkrieg. Unser letzter Blick geht auf den Juozapavicius-Prospekt. Gegenüber sehen wir die Fenster der Sterngucker. Alle „Beobachtungsinstrumente“ sind weg und die Tüllgardinen machen einen friedlichen Eindruck. Jetzt stehen wir bereits vor dem Haupteingang. Ein letzter Blick auf die große Fensterfront des Deutschen Gymnasiums, in der die volksdeutsche Intelligenz von guten Lehrern ausgebildet wurde. Auf dem Hof verteilt Meister Julius an litauische Freunde die noch übriggebliebenen Werkzeuge.

Dann geht es mit dem Gepäck in schneller Fahrt zum Hauptbahnhof. Hier steht bereits der Sonderzug, der die letzten Deutschen aus dem Land bringen wird. Eine große Menschenmenge, litauische Freunde, gibt den Deutschen das Geleit. Der ganze Bahnhof wimmelt von NWKDisten, welche nach Staats- und Klassenfeinden Ausschau halten. Mit dem letzten litauischen Litas werden noch Süßigkeiten der Marken „Birute“, „Tilka“ und „Kodimo“ eingekauft. Um 15.30 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung, ein letztes Schütteln der Hände von lieben Freunden. Die runden gutmütigen litauischen Gesichter schämen sich ihrer Abschiedstränen nicht. Die NKWDisten stoßen sie von den Trittbrettern brutal zurück.

In Wtrballen stand der Zug noch bis Mitternacht, wo die Bolschewiken noch eine Generalfilzung (Leibesuntersuchung) veranstalteten. Man wollte noch so gerne Gold, Edelsteine und Geld haben! Nach dieser Prozedur setzte sich der Sonderzug in Bewegung und rollte ganz langsam der deutschen Grenze zu. Die auf den Trittbrettern stehenden NKWDisten mit ihren Wilkawischker Sportmützen sprangen an der Grenze ab und verschwanden ohne Gruß in der Dunkelheit. Auf der Brücke des Grenzflusses stimmten alle das Deutsch-



Taurapilis am Tauragner See in Ostlitauen

Aquarell von H. Ernst



landlied an. In Eydtkau wurde der Zug herzlich begrüßt. Nach der Begrüßung gab es im Bahnhof eine Mahlzeit mit Reis und Rindfleisch. Mit Kriegsbier wurde ein Teil vom Umsiedlungskommando begrüßt, das die Grenze mit Kraftwagen passierte. Unter Verdunkelung ging es zu dem Umsiedlerlager Pabianize.

April, April!

April, April, der macht nur, was er will! Der erste April, das war der Tag, da Scherz und Übermut herrschten, da bemühte sich einer den andern in den April zu schicken, das heißt anzuführen. Beliebte war der Ausruf: „Mädchen, du hast ja ein großes Loch im Kleid!“ Sah die Betreffende erschreckt hin, dann jubelte man: „April, April, den Narren führt man wohin man will!“

Der Müllergeselle Ewald aber erklärte stolz, er sei über solche Scherze erhaben, ihn habe noch nie jemand angeführt, am ersten April sehe und höre er nichts und wenn jemand ihm zurufen würde, seine Hosen seien hinten aufgeschlitzt. Das ärgerte die Luise, die Nichte des Müllers, dem wollte sie es einmal zeigen...; sie sann und sann, wie sie ihn hereinlegen könne.

Nun war gleich hinter der Mühle das Wehr, die Straße führte daran hart vorbei. Im Sommer badete die Jugend darin und der größte Spaß war es, sich unter die schäumende Gischt zu stellen. Das war nicht ganz ungefährlich, reizte dadurch aber noch mehr. Allgemein nannte man diese Stelle die „Kolke“ und wenn jemand zu lange ausblieb, dann hieß es: „Er wird doch nicht in die Kolke gefallen sein?“ Der erste April zog wieder einmal übers Land und mit ihm kam Mauschke, der Handelsmann, mit seinem Warenlager: Fittelbänder, Tilka-Schokolade, seidene Kopftücher und Perlmutterknöpfe, die wie Silber glänzten, schimmerten in seinen Kästen. Er zog durchs einsame Land von Hof zu Hof, von Mühle zu Mühle, überall erwartet und staunend umstanden. Er war auch die Zeitung und brachte die neuesten Neuigkeiten, wer gestorben war, wer heiraten würde...

Der Müller saß mit seinen Leuten am Vespertisch, da stürzte Luise herein: „Mauschke, der Mauschke ist in die Kolke gefallen.“ Alle sprangen auf, Ewald voraus als erster, und rannten auf den Hof. Auch der Müller erhob sich: „Ich hab' doch immer gesagt, die Straße muß da ein Geländer bekommen“, sagte er hinausgehend. Luise kriegte ihn am Rockzipfel zu fassen: „Nicht doch, Onkel, es ist April, April!“ „Ach so“, lachte er, „na, paß auf, der Ewald wird sich rächen!“ Er tat es und heiratete die Luise. Das wurde aber kein Aprilscherz, sondern eine glückliche Ehe.

E. J.



Blick auf Kauen vom Vergnügungspark „Petrowka“, später
Vytauto Kalnas genannt

Litauen war ein Agrarland. Vieh und Ackerbau bildeten den Reichtum des Landes. Wenn die Heuernte beendet war und die Getreidernte noch nicht begonnen hatte, fand in Kauen jedes Jahr eine landwirtschaftliche Ausstellung statt. Dazu gab es verbilligte Eisenbahnfahrten, die viele Menschen aus der Provinz in die Stadt brachten. Dort erhielten sie viele Anregungen und konnten sich von dem Fortschritt ihres jungen Staates überzeugen, der in stattlichen Bauten seinen Ausdruck fand. Wer nach des Tages Strapazen Erholung suchte, stieg auf den „Grünen Berg“. Der Blick von oben war von bezaubernder Schönheit. Lang hingebreitet lag die Stadt in dem schmalen Flußtal. Besonders reizvoll war es am Abend; da konnte man sich nicht satt sehen an den funkelnden Lichtern, die da unten eins nach dem andern aufflammten. Von unten herauf kam das Geseumm des Straßenlärms, aber es klang gedämpft und wie aus weiter Ferne, ringsum da oben herrschte Stille. Noch sah man die Umrisse der großen Regierungsgebäude, der Banken, der Schulen, aber sie verschwammen immer mehr in der Abenddämmerung und nur die Kirchen mit ihren Spitzen hoben sich scharf gegen den Sommerhimmel ab. Wie treue Wächter standen sie da, immer nach oben weisend, immer an den Wechsel im menschlichen Leben mahnend. In das dumpfe Rauschen von unten mischte sich ein anderer Ton. Er schwang deutlich hin und her, er durchbrach den Lärm, er übertönte ihn. Hell und dunkel waren die Stimmen der Glocken, die mahnend bis in die Stille des „Grünen Berges“ drangen.

E. J.

War die Umsiedlung der Litauendeutschen nötig ?

Manchen wird die Frage bewegt haben, ob die Umsiedlung der gesamten litauendeutschen Volksgruppe, die Aufgabe der Heimat, des erbten Besitzes, die Trennung von den Grübern der Vorfahren, die Lösung aus der Gemeinschaft mit verwandten, befreundeten und vertrauten Menschen und all das, was dieser Vorgang mit sich brachte, wirklich nötig waren. Wäre es, so mag mancher gefragt haben — und so ist jüngst einmal sogar in der wissenschaftlichen Literatur argumentiert worden — nicht möglich gewesen, in der Heimat zu bleiben, auch unter den neuen Bedingungen? Schließlich ist ja auch der überwiegende Teil der litauischen Heimatgenossen in der Heimat verblieben und versucht, sein volklides und kulturelles Erbe zu bewahren.

Erinnern wir uns zunächst der Tatsachen: Mit Datum vom 23. August 1939 wurde in den frühen Morgenstunden des 24. August im Moskauer Kreml von dem Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, W. Molotow, und dem Außenminister des Deutschen Reiches, J. von Ribbentrop, ein Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und Deutschland unterzeichnet, der durch die Anwesenheit Stalins bei den Verhandlungen und die ausdrückliche, von Ribbentrop eingeholte Zustimmung Hitlers zu einigen Paragraphen, seine besondere Bedeutung erhielt. Dem Nichtangriffspakt war ein geheimes Zusatzprotokoll beigefügt, in dessen § 1 es hieß, daß „die nördliche Grenze Litauens zugleich die Grenze der Interessensphären Deutschlands und der UdSSR“ bilden sollte. „Hierbei wird das Interesse Litauens am Wilnaer Gebiet beiderseits anerkannt.“ Zunächst waren also nur die beiden nördlichen baltischen Republiken, Lettland und Estland, der Interessensphäre der Sowjetunion eingegliedert worden.

Was dies bedeutet, wird aus dem Bemühen verschiedener Berliner Dienststellen deutlich, die in Lettland und Estland lebenden baltischen Deutschen vor dem Zugriff der Sowjets zu retten.

Inzwischen nahm der Polenfeldzug im September 1939 alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Als die vierte Teilung Polens bereits praktisch erfolgt war, regte Molotow neue deutsch-sowjetische Verhandlungen an. Insbesondere stellten Stalin und Molotow in einem Gespräch mit dem deutschen Botschafter in Moskau, dem Grafen von Schulenburg, die Forderung, L i t a u e n zu erhalten. Dafür sollte das gesamte rein polnische Volksgebiet dem Deutschen Reich zufallen. Am 27. September traf Ribbentrop abermals in Moskau ein und unterzeichnete

am 28. September gemeinsam mit Molotow ein deutsch-sowjetisches Grenz- und Freundschaftsabkommen. Diesem Abkommen wurde ein „Geheimes Zusatzprotokoll“ beigefügt; in ihm wurde der § 1 des Geheimen Zusatzprotokolls vom 23. August 1939 dahin abgeändert, „daß das Gebiet des Litauischen Staates in die Interessensphäre der UdSSR fällt, weil andererseits die Wojewodschaft Lublin und Teile der Wojewodschaft Warschau in die Interessensphäre Deutschlands fallen. Sobald die Regierung der UdSSR auf litauischem Gebiet zur Wahrnehmung ihrer Interessen besondere Maßnahmen trifft, wird zum Zwecke einer natürlichen und einfachen Grenzziehung die gegenwärtige deutsch-litauische Grenze dahin rektifiziert, daß das litauische Gebiet, das südwestlich der in der anliegenden Karte eingezeichneten Linie liegt, an Deutschland fällt.“ Er handelte sich dabei um eine Grenzberichtigung mit der Stadt Mariampol im Mittelpunkt.

Schon die Formulierung des Textes dieses Protokolls läßt klar erkennen, daß die Sowjetunion entschlossen war, Litauen zu annektieren, ebenso wie bereits im August eine Annexion Estlands und Lettlands beabsichtigt gewesen sein dürfte. Schon vor dem Eintreffen Ribbentrops in Moskau hatte Molotow mit dem estländischen Außenminister Selter verhandelt und die Überlassung von militärischen Stützpunkten an der estländischen Küste und auf den vorgelagerten Inseln verlangt. Am 28. September, dem gleichen Tage, an dem Ribbentrop und Molotow den deutsch-sowjetischen Freundschaftspakt unterzeichneten, wurde auch der estländisch-sowjetische Beistandspakt unterzeichnet, der der Roten Armee den legalen Weg nach Estland öffnete. Am 5. Oktober 1939 folgte ein nahezu gleichlautender Vertrag zwischen der Sowjetunion und Lettland und am 10. Oktober der Vertrag zwischen der Sowjetunion und Litauen, der Litauen zwar das Wilnagebiet übergab, dafür aber sowjetische Stützpunkte in verschiedenen Teilen des Landes vorsah. Vorangegangen waren deutsch-sowjetische Verhandlungen, in denen Molotow zuerst vorgeschlagen hatte, Deutschland sollte Litauen zur Abtretung des Gebietes von Mariampol zwingen. Graf Schulenburg riet Ribbentrop davon ab, dem sowjetischen Vorschlag zu folgen, weil die Reichsregierung dann als Räuber litauischen Gebietes angesehen würde, während zur gleichen Zeit die Sowjetunion durch die Übergabe Wilnas an Litauen als dessen großherziger Nachbar erscheinen werde. „Ich stelle aber zur Erwägung“, telegraphierte er an das Auswärtige Amt in Berlin, „ob wir nicht in einem besonderen vertraulichen deutsch-sowjetischen Protokoll solange auf die Abtretung des litauischen Gebietsstreifens verzichten sollten, bis die Sowjetunion Litauen tatsächlich einverleibt, von welchem Gedanken meines Erachtens bei der Vereinbarung über Litauen ausgegangen worden ist.“ Es zeigt sich also, daß Schulenburg damals ebenso an die bevorstehende Eingliederung der baltischen Staaten in die Sowjetunion glaubte, wie Ribbentrop und Hiller selbst. Ribbentrop verlangte lediglich, daß der fragliche Grenzstreifen von sowjetischen



Mariampol, die Stadt, die beinahe deutsch-russische Grenzstadt geworden wäre.

Truppen freibleiben sollte. Malotow selbst hatte inzwischen den litauischen Außenminister Urbšys davon unterrichtet, daß Deutschland den Gebietsstreifen um Mariampol beanspruche, seinen „Verbündeten“ also bereits in den Augen der litauischen Regierungsdelegation herabgesetzt. Ribbentrop zog sich dadurch aus der peinlichen Affäre, daß er den deutschen Gesandten in Kauen beauftragte, der litauischen Regierung mitzuteilen, daß eine deutsch-litauische „Grenzberichtigung“ zur Zeit nicht aktuell sei.

Jedenfalls war nun mehr oder weniger deutlich geworden, wie die Zukunft der baltischen Staaten aussah. Am 15. Oktober 1939 wurde der Umsiedlungsvertrag über die baltischen Deutschen zwischen Deutschland und Estland, am 30. ein gleicher zwischen Deutschland und Lettland abgeschlossen, die Umsiedlungsaktion im Oktober und November in großer Schnelligkeit durchgeführt. Das Schicksal der Litauendeutschen blieb zunächst ungewiß. Sie konnten inzwischen beobachten, wie die Sowjetisierung ihres Heimatlandes vorgenommen wurde. Vergeblich hatten die Regierungen der drei baltischen Staaten im Winter 1939/40 ihre Neutralität zu wahren gesucht; die Sowjetunion verdächtigte sie der Blockbildung, als sie sich enger aneinander anlehnten, und benutzte die Besetzung Belgiens, Hollands und Luxemburgs durch die deutschen Truppen seit dem 10. Mai 1940, um die baltischen Staaten unter ihre Herrschaft zu bringen. Insbesondere der litauischen Regierung warf die Sowjetregierung Übergriffe gegen Angehörige von Trup-

pen der Roten Armee vor, verlangte am 30. Mai 1940 die Einstellung dieser „Provokationen“ und die Entsendung des litauischen Ministerpräsidenten Merkys zu Verhandlungen nach Moskau. In längeren, höchst unerfreulichen Besprechungen forderten die Sowjets eine Umbildung der litauischen Regierung, die der Staatspräsident Smetona und die amtierenden Minister am 10. Juni bewilligten. Der litauische Außenminister Urbšys, der nach der Abreise des Ministerpräsidenten in Moskau geblieben war, wurde am 14. Juni 1940 von Molotow in den Krenl bestellt, um ein Ultimatum in Empfang zu nehmen, das verlangte: a) die gerichtliche Bestrafung des litauischen Innenministers und des Chefs der Sicherheitspolizei; b) eine Neubildung der Regierung, die den sowjetisch-litauischen Pakt durchzuführen gewillt sein müßte; c) die Zustimmung zum sofortigen Einmarsch der Roten Armee in das Land. Am 15. Juni trat darauf die Regierung Merkys zurück. General Raštikis, der Oberbefehlshaber der litauischen Armee, wurde zum neuen Ministerpräsidenten ernannt. Die neue Regierung nahm das sowjetische Ultimatum an, doch forderte Molotow den Rücktritt von Raštikis und eine Neubildung der Regierung im Einvernehmen mit dem Beauftragten der Sowjetregierung, dem stellvertretenden Volkskommissar für Auswärtiges, W. G. Dekanosow. Smetona und Raštikis und andere litauische Persönlichkeiten überschritten noch am gleichen 15. Juni die Grenze nach Deutschland. Am 16. Juni rückte die Rote Armee ein. Damit war die litauische Eigenständigkeit vernichtet. Dekanosow erzwang von Merkys die Zustimmung zur Ernennung des volkssozialistischen Schriftstellers Justas Paleckis zum Ministerpräsidenten und zeitweiligen Staatspräsidenten. Zum Außenminister wurde der aus der Sozialdemokratie hervorgegangene Dichter Prof. V. Krevė-Mickevičius ernannt. Die Versuche, die gerade Krevė-Mickevičius unternahm, die Eigenständigkeit der baltischen Staaten zu retten, scheiterten. Am 14. und 15. Juli 1940 fanden — übrigens in allen drei baltischen Staaten gleichzeitig — Wahlen statt, am 22. Juli 1940 faßte die neue Abgeordnetenversammlung den Beschluß, Litauen in die UdSSR aufnehmen zu lassen; am 3. August 1940 wurde die Litauische Sozialistische Sowjet-Republik in die Sowjetunion eingegliedert. Sofort begann nicht nur die Sowjetisierung, sondern zugleich auch die Verfolgung derjenigen Bevölkerungsgruppen, die als Träger des Gedankens der litauischen Eigenständigkeit den neuen Machthabern besonders gefährlich waren. In wenigen Wochen wurde die Enteignung des Grundbesitzes, des Hausbesitzes, die Verstaatlichung der Industrie, der Banken, des Handels usw. durchgeführt.

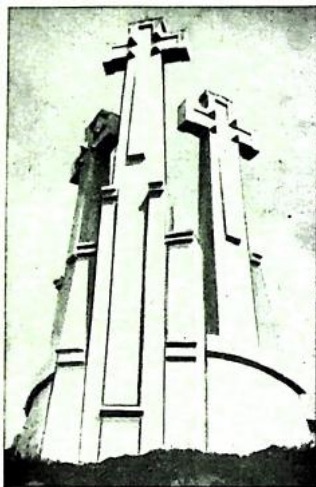
Die deutsche Volksgruppe Litauens wurde dadurch einer geradezu tödlichen Bedrohung ausgesetzt. Freilich blieb sie zunächst im großen und ganzen unbehelligt, denn schon am 17. Juni 1940 hatte der Gesandte im Auswärtigen Amt, Dr. von Grundherr, in einem Bericht über die politischen Tendenzen in den baltischen Staaten die Politik der Sowjets entsprechend gekennzeichnet. Schon seit dem August 1940 be-

reitete Berlin Verhandlungen über die Umsiedlung vor, während der Kulturverband der Deutschen Litauens im geheimen seinerseits die Umsiedlung unter täglichen Schikanen und Drohungen seitens sowjetlitauischer Behörden und Funktionäre vorbereitete. Indes erwiesen sich die Sowjets als die überaus zähen und geschickten Verhandlungspartner, als die sie inzwischen die Welt kennengelernt hat. Zunächst versuchte Molotow die Deutschen bezüglich des Anspruches auf das Gebiet um Mariampol zu beschwichtigen und bot als Kompensation für die Überlassung dieses Gebietes an die Sowjetunion 3,86 Millionen Golddollar (zahlbar in 2 Jahren in Gold oder Waren) an. Die Reichsregierung verlangte das Doppelte und die Aufgabe der sowjetischen Ansprüche auf die Freihandelszone in Memel.

Währenddessen liefen die Verhandlungen über die Umsiedlung der Litauendeutschen, zuerst in Moskau, dann in Kauen. Dekanosow wußte sich in schwierigen Fragen immer damit aus der Affäre zu ziehen, daß er in Moskau rückfragen mußte. Dazwischen lag der Besuch Molotows in Berlin (12. November 1940) und die allmählich immer deutlicher werdenden Spannungen zwischen den „Verbündeten“. Erst am 10. Januar 1941 wurde das deutsch-sowjetische Abkommen unterzeichnet, das die Umsiedlung der Deutschen aus Litauen bis zum 25. März 1941 vorsah und zugleich den Verzicht der Sowjetunion auf ihre Ansprüche an die Freihandelszone im Memeler Hafen und die Zusage einer Entschädigung für die Aufgabe der Ansprüche Deutschlands auf das Gebiet von Mariampol enthielt.

Nun endlich konnte die Umsiedlung, zum Teil mit der Eisenbahn, zum Teil im Treck, beginnen. Sie mußte mit großer Eile durchgeführt werden. Hierbei zeigte sich, was die deutsche Volksgruppe in Litauen erwartet hätte, wäre sie nicht umgesiedelt worden. Die deutsche Umsiedlungskommission mußte in zahlreichen Fällen Deutsche aus den Gefängnissen der politischen Polizei befreien, in einigen ist ihr dies sogar nicht mehr gelungen. Das Umsichgreifen des Elends unter den litauischen Heimatgenossen, die Ausplunderung des Landes durch die sowjetischen Besatzer boten zudem einen lebendigen Anschauungsunterricht. Gewiß brauchte auch Hitler Menschen, die er zur Ansiedlung in den besetzten polnischen Gebieten, zur Auffüllung der Wehrmacht usw. verwenden konnte. Insoweit bedeuteten ihm die Litauendeutschen „Material“, nicht mehr. Zudem wurde gerade im Falle der Litauendeutschen die rücksichtslose Behandlung von Menschen durch die nationalsozialistischen Machthaber besonders deutlich: man wußte zunächst nicht, was man mit ihnen anfangen sollte, da die ursprünglich geplante Ansiedlung in den westpreußischen Gebieten des einstigen „Korridors“ und in den an Ostpreußen angegliederten Teilen Masowiens in den Anfängen steckenblieb und die Masse der Litauendeutschen zunächst in den Umsiedlerlagern verblieb, um später, nach Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges und der schnellen Besetzung Litauens durch die deutschen Truppen zum Teil nach Litauen zurück-

gesiedelt zu werden. Es kann indes kein Zweifel darüber bestehen, daß die Umsiedlung als solche die Rettung der Litauendeutschen bezweckt und erreicht hat. Wer die Berichte derjenigen hört oder liest, die nach dem Oktober 1944, als die Rote Armee ganz Litauen besetzt hatte, im Lande bleiben mußten, weil sie die deutsche Grenze nicht rechtzeitig erreichten oder zunächst nicht wieder die Ungewisheit des Auffanglagers auf sich nehmen wollten, wer erfahren hat, was diese Menschen in den Jahren nach 1945 durchgemacht haben, der wird dies zugeben müssen. Dies bedeutet selbstverständlich weder eine Rechtfertigung der Politik der national-sozialistischen Reichsregierung gegenüber den baltischen Staaten und Litauen im besonderen, die Hitler und seine Regierung erbarmungslos ans Messer lieferten, noch etwa der sogenannten „völkischen Flurbereinigung“ in Ostmitteleuropa, die übrigens Stalin später mit größtem Eifer und Erfolg fortgesetzt hat. Im Gegenteil, die Umsiedlung hat eine jahrhundertlange Lebensgemeinschaft zerstört und unendliches Leid über die Betroffenen heraufbeschworen. Es darf indes nicht übersehen werden, daß es, wäre die Umsiedlung nicht erfolgt, vermutlich noch sehr viel größer gewesen wäre.



Das Drei-Kreuze-Mal auf dem Drei-Kreuze-Berg in Wilna.

LYDIA JANUSZIS-KREBS:

o o o | und kehrst du heim nach
vielen, vielen Jahren | o o o

O du 15. März 1941! Welch ein Schicksalstag für die Neustädter Umsiedler! An diesem Tage nahmen wir Abschied für immer von dir, geliebte, alte Heimat. Wir kehrten heim in die Stammheimat unserer Väter!

Tage vorher hatten deutsche Soldaten mit Lkws der Wehrmacht unsere Möbel, Kisten und Kasten über die Grenze ins Reich gefahren, und nun kamen wir dran. Die letzten Nächte hatten wir auf Stroh, in den Zimmern ausgelegt, geschlafen, das heißt wir hätten schlafen sollen, aber kann man ruhig schlafen, wenn man andern-tags die große Fahrt in ein neues Leben antreten will? Alles hatten wir aufgegeben: die lieben, unvergessenen Stätten der Kindheit, die Nachbarn, unsere Häuser und unsere liebe kleine Stadt! Was würden wir dafür eintauschen? Geborgenheit? Nicht mehr fremd sein unter einem anderen Volk? Wir würden doch von jetzt ab Deutsche unter Deutschen sein. So pächten unsere Herzen in Erwartung des neuen Lebens, und die Ungewißheit raubte uns den Schlaf.

Und der Morgen des 15. März sah etwa 400 Volksdeutsche auf Wehr-nachtslastkraftwagen steigen. Langsam setzten sich die Lkws in Be-wegung und fuhren der nahe gelegenen Grenze zu, wir hatten ja nur zwei Kilometer bis dahin.

Noch einmal ein letzter Blick auf unser liebes Vaterhaus, auf die alte, breite Straße mit dem holprigen Kopfsteinpflaster, auf dem wir uns so oft die Zehen blutig geschlagen hatten als Kinder beim Barfußlaufen, tausend Kindheits- und Erwachsenenenerinnerungen zogen noch einmal an uns vorüber — vorbei, vorbei! Heiß stieg es in die Keulen hinauf, man mußte schlucken und schlucken, die Augen konn-ten kaum noch die zum Abschied winkenden Nachbarn sehen, so heiß brannten die Tränen! In diesen Abschiedsschmerz mischte sich aber Stolz und freudige Erwartung: wir kehrten heim nach Deutsch-land!

Nach der Grenzkontrolle, die von den Russen sehr korrekt durch-geführt wurde, kam unsere erste Station in Deutschland in Sicht: Heydekrug! O, es war eigentlich nicht Deutschland für uns. Hier waren wir fast genauso zu Hause wie in Neustadt. Wochenmärkte, Bahnstation, Krankenhaus, die großen Kaufläden und die Schulen hatten Heydekrug für die Neustädter zur engeren Heimat gemacht, bis 1939. Dann allerdings, nach Hitlers Einmarsch, wurde das Städt-chen uns fremd. Und diese, unsere zweite, fast muß ich sagen, Heimat-



Der Herr Kreisleiter spricht zu den Deutschen aus Litauen im Lager Matzkan bei Danzig.

stadt, empfing uns als endlich heimkommende Kinder des deutschen Volkes! So wurden wir von Kreis- und sonstigen Leitern in Uniform mit großen Ansprachen begrüßt. Erbsensuppe mit Speck wurde als körperliche Stärkung nach der seelischen verabreicht. Herzliche Begrüßung privat mit ehemaligen Schulkameraden und sonstigen Bekannten nahmen uns das aufgetretene Gefühl des Fremdseins. Stunden später verließen wir mit einem Sonderzug endgültig die alte Heimat. Ja, wohin ging die Fahrt? Ins Reich! Das war die Antwort auf unsere vielen Fragen.

Endlich waren wir am Ziel, zwei Tage und zwei Nächte hatte uns der Zug durch Deutschland geschaukelt, und jetzt hieß es aussteigen. Wo sind wir denn? Bleiben wir hier? So schwirrten die Fragen auf die Rote-Kreuz-Schwester ein, die sich hilfreich unserer Kleinen und des Gepäcks annahm. Gustrow heißt die Stadt, und Mecklenburg das Land, waren die Antworten auf unsere Fragen. Und hier kommt ihr erst mal ins Lager, für wie lange, das wissen wir nicht.

In einer Fabrikhalle wieder großer Empfang mit Herren in Uniform, großen Reden und — Erbsensuppe mit Speck! Alles wiederholte sich wie in Heydekrug, nur waren es andere Herren, aber dieselben Uniformen und Worte. Wir hatten allmählich das Gefühl, nicht mehr Mensch, sondern Masse zu sein. Dann begann die Verteilung auf die einzelnen Lager.



Was wäre die Umsiedlung ohne die selbstlosen Helferinnen des Deutschen Roten Kreuzes?

Wir kamen, 60 Personen, in ein ehemaliges Nachtlokal. Schlafsaal — doppelstöckige Betten mit Strohsäcken, und ein kleiner Aufenthaltsraum. Na ja, Bettenverteilung, Unterbringen des Gepäcks unter den Betten und in alle Winkel des Saales, keine Kleiderschränke, aus- und umräumen der Sachen und Kleider, usw. usw., damit vergingen die ersten Stunden wie im Fluge. Mit der fremden Umgebung und der Nachbarschaft großes Beschnupfern, damit man gleich wußte, woran man war. Unser Lagerführer war ein gestrenger, alter Herr, aber man konnte mit ihm reden, wie man so sagt.

Kalte Verpflegung wurde jeden Tag an die Insassen des Lagers vom Lagerführer verteilt, also Frühstück und Abendbrot. Der Kaffee wurde morgens in Kannen, ebenso das Mittagessen für die verschiedenen Lager ausgefahren. Neun Lager hatte Güstrow, in der ganzen Stadt verteilt. Quarantäne hatten wir sofort für drei Wochen bekommen, aber wer kümmerte sich schon darum, nur durfte man sich außerhalb des Lagers nicht erwidchen lassen. Es gab ja so viele Nebenstraßen in Güstrow, die uns auch viel Neues boten, und Geschäfte gab's da auch. Nach einigen Wochen hatten wir uns an alles gewöhnt: an die Reichsdeutschen, an das Lagerleben, Lagerführer — und an unsere Kneipe, sie war im selben Haus und hatte denselben Eingang wie

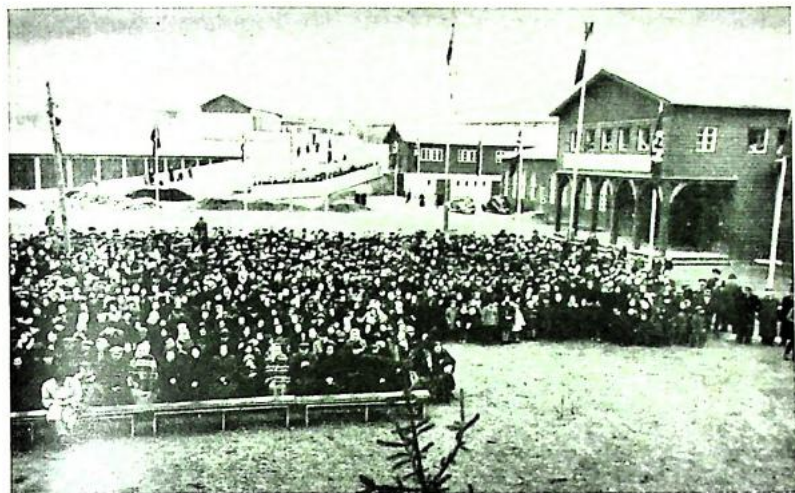


Eintopfessen im Lager Matzkau bei Danzig. Die Lagerfunktionäre möchten partout mit aufs Bild.

unser Lager. Nur das Mittagessen, da gab's jedesmal ein Hallo, wenn ein paar kleine Fleischklümpchen im Eintopf schwammen, aber es war ja vorläufig nicht so schlimm, wir hatten noch Schinken, Speck und Rauchwurst. Und die politischen Vorträge? Na ja, die nahmen wir mit, weil es anscheinend so sein mußte.

Dann kam das Arbeitsamt, da mußte man schon ein wenig kämpfen, um in seinem Beruf arbeiten zu können. Krieg, Vaterland, Bewährung usw. sollten Lockmittel für die Arbeit in der Fabrik sein, besonders aber die Munitionsfabrik, unterirdisch im Wald außerhalb Gustrows. Wegen dieser Fabrik lernten wir auch bald Fliegeralarm kennen. Damals, 1941, kamen die feindlichen Flieger immer nur nachts. Sobald es Alarm gab, mußten wir aufstehen, uns anziehen und in die öffentlichen Luftschutzkeller laufen, doch wir zogen es vor, im Lager zu bleiben und während des Alarms unsere Brotrationen zu verzehren.

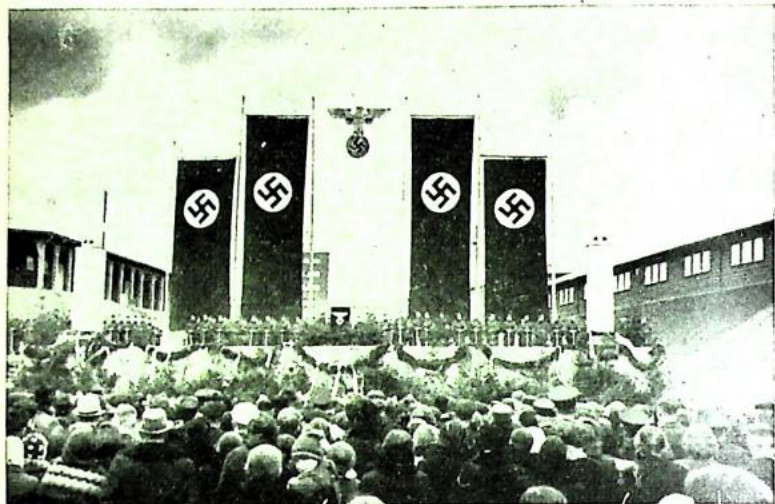
Einmal, mitten in der Nacht, schrakten alle aus tiefstem Schlaf durch Poltern und schreckliches Krachen mit dem Schrei auf: „Ach Gott, Bomben fallen, wir haben den Alarm im Schlaf nicht gehört.“ Alles stürzte aus den Betten, griff dahin und dorthin, ein wildes Durcheinander entstand, bis plötzlich ganz ängstlich meine Mutter rief: „Herrjeb, ich bin mit meinem Strohsack und den Brettern aus dem Bett auf die Koffer und Schüsseln gefallen, das hat so gepoltert, was red' ihr da von Bomben. Ewald, hilf mir doch da raus!“ Eine Sekunde erstarrte alles, dann folgte ein minutenlanges Gelächter, und ein



Was dem Eintopf an Fett mangelte, wurde der „Politischen Schulung“ zugesetzt!

lustiger Anblick bot sich uns dar: Mutti lag mit ihrem Strohsack und den ganzen Bettklamotten inmitten der Koffer, Kisten und anderem mehr. Die blauen Flecke und schmerzenden Körperstellen waren für Mutti noch tagelang Erinnerung an die „Bombennacht“. In einer anderen Nacht schrie plötzlich jemand: „Kinder, wacht doch auf, da stinkt doch was so furchtbar nach Gas, merkt ihr denn nichts? Was ist denn los, woher kommt das?“ Einer nach dem andern wacht auf, schnuppert, riecht und ruft durcheinander: „Mensch, wirklich, hier stinkt's nach Gas.“ Ein anderer rennt zum Gasofen und schreit: „Natürlich, der Gashahn ist nicht richtig zugekehrt, wer hat das wieder gemacht, seid ihr denn verrückt, wer will uns vergiften?“ Es stellte sich heraus, der Gasheizofen wurde vor dem Schlafengehen angezündet, die Flamme muß dann später irgendwie erloschen sein, und der Hahn blieb offen. Lange Diskussionen darüber und Streit, Fenster werden geöffnet, endlich haben sie sich einigermaßen beruhigt und klettern in die Betten. In dieses beruhigte Schweigen hinein sagt meine Schwester: „Stellt euch bloß vor, wir wären morgen früh aufgewacht und wären alle tot gewesen, schrecklich sowas, nicht?“ Daß dieser „weise“ Ausspruch für Minuten Gelächter und Belehrungen hervorgerufen hat, ist klar.

So gingen die Wochen im Lager dahin. Die meisten gingen tagsüber ihrer Arbeit nach, kehrten abends heim ins Lager, die Jungen machten Radau, die Männer klopften Karten. Es war nervenaufreibend.



Auf das Inszenieren von Feierlichkeiten verstand man sich. Aufmarsch und Fahnen sind zwar uralte, aber zuverlässige Requisiten.

Und der Lagerkoller hielt Einzug bei uns. Vom einjährigen Kind bis zum achtzigjährigen Greis waren alle Altersstufen in unserem Lager vertreten. Dann kam die Durchschleusung. Natürlich ein großes Ereignis und Abwechslung für uns. Alle Stationen der Durchschleusung wurden elegant von den 400 Umsiedlern in Güstrow genommen. Abends, nach der Einbürgerung, stieg die Feier: ein Schifferklavier spielte zum Tanz auf, großes Essen, verbessert mit Schinken von zu Hause, mit der dazu gehörenden Flüssigkeit aus unserer Kneipe — wir waren ja fast Mitinhaber dieser — und bekamen immer noch was, sogar roten Schaumwein für die Feier. So ging es bis in die Nacht hinein. Die Alten legten sich dann um Mitternacht ins Bett, und die Jungen suchten nach neuer Unterhaltung. Jemand kam auf die glorreiche Idee, auf „unserem“ Hof die Pflaumen herunterzuholen, an die wir tagsüber nicht ran durften. Gesagt, getan, alles stürzte hinaus, es war zapfendüster, und die beiden Pflaumenbäume wurden wie wahnsinnig geschüttelt. Ein Gekicher, Geschnatter und Gejohle, dazu das Suchen im Dunkeln nach den Pflaumen. Jede Handvoll, die wir erwischten, wurde in den Saal getragen, und alles futterte Pflaumen. Plötzlich mein Onkel, der schon im Bett lag: „Du, Lydel, ich komm auch welche holen. Ich kann doch im Hemd rauskommen, was meinst du?“ Und er sprang beschwingt aus dem Bett im kurzen Taghemd. Wir lachten uns halb tot. Da nahm er geniert seine Hose, hing

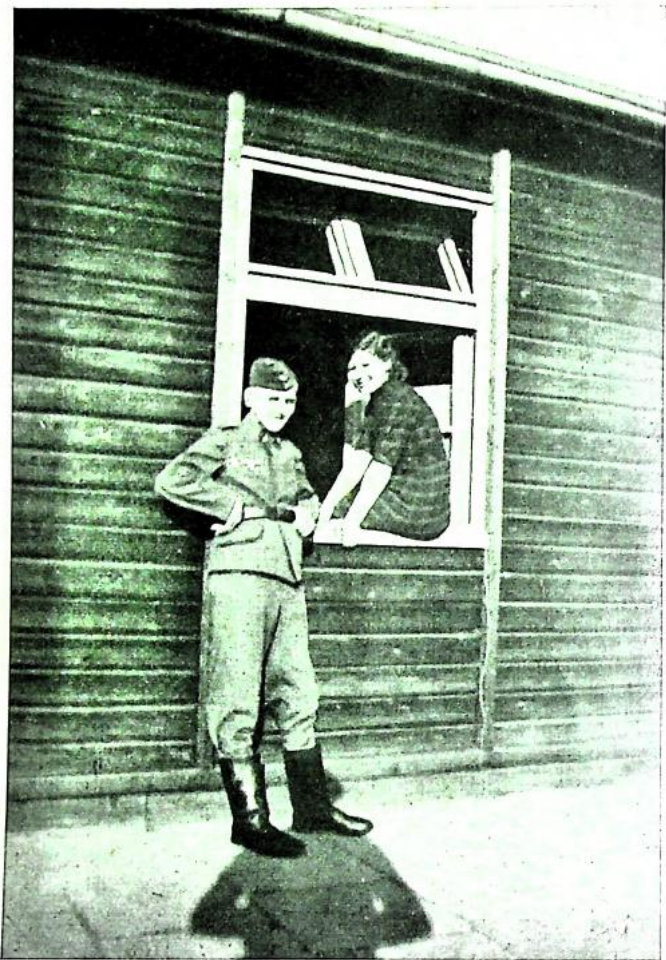


Trostloser als im Auffanglager in Deutsch-Krottingen konnte es gar nicht zugehen.

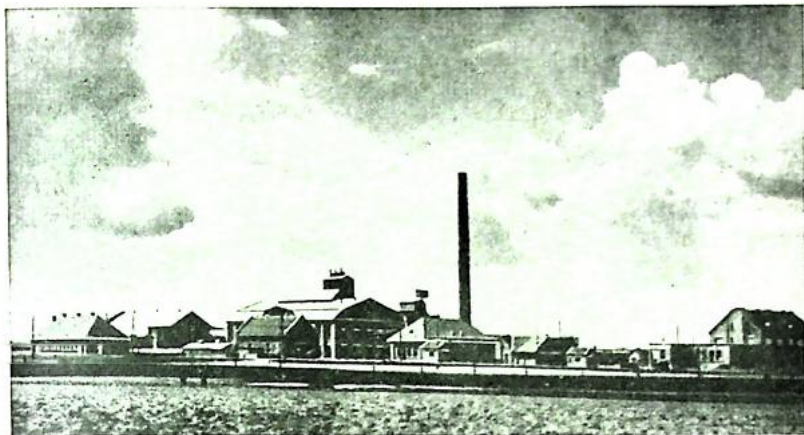
sie über den Arm und hielt sie sich vor den Bauch mit den Worten: „So kann ich aber bestimmt rausgehen, so sieht man doch nichts, nich?“ und stolzierte, mit geschwellter Brust über seinen guten Einfall, in den dunklen Hof, um Pflaumen zu holen. Nachdem wir alle, aber auch alle Pflaumen herunter hatten, gingen wir befriedigt über unsere Holdentat zu Bett. Am nächsten Morgen verrieten die in dicker Schicht auf dem Boden liegenden, zertretenen Pflaumen unsere dunkle Tat. Es gab natürlich mit der Hausbesitzerin einen Krach, der sich gewaschen hatte, er wurde aber im Guten beigelegt.

Güstrow war neun Monate lang unsere erste Station in der neuen Heimat. Hier lernten wir die Deutschen, Deutschland, die Partei und den Krieg kennen. Von hier aus führte uns dann der Weg in verschiedene andere Lager, und endlich wieder zurück in die alte Heimat oder in andere Teile Deutschlands.





„Fensterln“ im Umsiedlerlager. Zarte Bande zwischen reichsdeutsch und litauendeutsch knüpfen sich an.



Die Zuckerfabrik in Moriampol, vom Staat erbaut, durch sanften Zwang gegenüber den Bauern finanziert

Wenn es auf den Feldern still und ruhig wird, wenn die Ernte geborgen in den Scheuern liegt, dann erwacht das Leben in der Zuckerfabrik. Die Kampagne beginnt. Reihenweise stehen die Fuhrn mit den Zuckerrüben vor den Toren und warten auf Abnahme. Berge der großen weißen Rüben türmen sich auf dem Hof. Die Verwandlung beginnt im Innern des Hauses mit dem großen Schornstein. Ist das nicht ein Wunder? So ein steinhartes Ding wird hineingeschüttet und kristallklarer Zucker kommt in großen Säcken zum Verkauf! Oder der Sirup, der Rubensaft, wird gewonnen. Die „Heldenbutter“ nannten wir ihn in der schmalen Zeit des Krieges und der Nachkriegszeit.

Es hat wohl jeder einmal versucht, diese braune Süßigkeit zu gewinnen. Welch eine mühsame Arbeit war das! Alles mußte mit der Hand gemacht werden; gesäubert, geschnitten und dann gekocht, endlos gekocht, stundenlang, tagelang... Denken wir noch manchmal daran, wenn wir alles so schnell und beiläufig vom Kaufmann holen können? Streicht euren Kindern ein Brot und erzählt ihnen einmal, wie mühsam alles erworben ist, wieviel Hände sich regen müssen, damit unser Eßtisch so reich gedeckt werden kann! Empfanget mit Danksagung das tägliche Brot!

E. J.

Die Umsiedlung im Spiegel der Zahlen

Daß die Umsiedlung nicht nur ein politisches und menschliches Problem gewesen ist, das vermag derjenige am besten zu ermessen, der sich seit Jahr und Tag diesem Phänomen Umsiedlung auf dem Gebiet der Zahl gegenübergestellt sieht. Zahlen müssen nicht immer und überall nüchtern und trocken sein. Zahlen können sogar sehr lebendig werden, wenn hinter jeder Ziffer in ihnen ein Mensch steht.

Aber auch Zahlen, die wirtschaftliche Gegebenheiten widerspiegeln, können Leben enthalten. Ist doch die Wirtschaft letzten Endes das Fundament, auf dem die Existenz des modernen Menschen ruht. Es läßt sich durchaus an Zahlen ablesen, ob es einem Menschen gut geht oder schlecht. Es läßt sich darum an solchen Zahlen auch ablesen, ob

Bei der Umsiedlung Angemeldete und Zurückgebliebene

Orts- bezirk	Grundstücke Lit.	Landwirtschftl. RM	Gewerbe Lit.	Hausrat Lit.	Bankguthaben Lit.	Hypotheken Lit.
1.	28 393 180	7 311 578	8 238 088	487 171	2 124 732,05	413 297
2.	5 602 749	5 889 431	781 372	97 195	390 092	3 000
3.	1 096 328	7 662 847	435 410	17 938	9 361	4 000
4.	1 853 159	7 723 735	1 591 992	53 382	102 540	26 700
5.	989 559	9 812 168	765 013	2 050	40 377	—
6.	349 269	12 411 728	106 872	600	11 262	—
7.	4 572 817	9 133 335	1 285 502	288 803	192 247	6 000
8.	279 451	9 114 648	91 665	34 762	16 589	4 000
9.	730 512	1 270 626	822 043	186 104	65 006	31 600
10.	1 611 104	9 986 762	662 800	68 290	55 326	6 050
11.	4 267 249	10 854 109	360 028	40 277	56 217	4 320
12.	634 682	10 732 939	221 227	44 622	45 703	—
13.	2 793 610	9 699 427	1 171 022	215 443	40 022	7 000
14.	1 653 381	12 539 753	1 368 241	212 297	68 526,65	27 651
15.	2 313 361	8 844 070	1 135 311	312 969	344 797	19 740
16.	994 421	4 433 137	5 975 341	100 417	48 740	4 300
17.	12 167 290	10 519 357	1 493 159	196 950	239 514	—
Lit. 70 302 122		147 889 650	26 505 086	2 359 263	3 821 942,70	557 658
= RM 35 151 061		147 889 650	13 252 543	1 179 631,50	1 910 971,35	278 829
16,7 %		70 %	6,3 %	0,5 %	0,9 %	0,1 %

es einem Volke oder einer Volksgruppe gut oder schlecht ging oder geht.

Einem Glücksfall und herzhaftem Zupacken im gegebenen Augenblick verdanken wir es, daß der größte Teil des Litauen betreffenden Umsiedlungsmaterials der „Deutschen Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft“ gerettet und der drohenden Vernichtung entzogen werden konnte. Dieses Material liegt heute in den Archiven der Heimatauskunftstelle Baltikum, Abteilung Litauen, in Wiesbaden und bildet den Grundstock des Rüstzeuges, mit dem die Unterlagen erarbeitet werden, die für die Verwirklichung des leider nur stufenweisen und recht zögernd zu bewerkstelligenden „Lastenausgleichs“ nötig sind.

Unsere geschätzten Leser werden aus den nachfolgenden Tabellen und statistischen Übersichten, so trocken sie auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, manches herauslesen, was für uns von lebenswichtiger, ja lebensentscheidender Bedeutung gewesen ist, und, sofern sie zu den wenigen gehören, für die die Lastenausgleichsgesetzgebung schon heute ein Konkretum bereithält, auch heute wieder nicht uninteressant ist.

Vermögenswerte II. Schätzungen der D.A.G.

Effekten Lt.	Sonstige Forderungen/Lt.	Schulden Lt.	Gesamtwert in RM	Namen des Kreises
993 985,16	4 890 953,50	6 146 601	33 155 577,35	Kaunas-Stadt
86 122	427 667	906 134	10 036 596,50	Kaunas-Land
11 066	60 060	159 301	8 559 579	Prienai
66 552	100 813	118 954	9 680 781	Mariampol
29 220	89 481	417 238	10 978 637	Wilkawischken
1 905	25 972	114 109	12 716 722,50	Wischtynen
13 098	82 611	384 895	12 546 321,50	Kybarten
2 229	52 890	145 879	9 428 380,50	Naumiestis
12 074	307 233	469 274	2 532 999	Schaken
29 459	252 288	778 383	11 718 612	Rascinen
35 617	340 489	254 110	13 533 262,50	Tauroggen
15 534	56 420	101 185	11 277 625,50	Schilalien
5 647	582 792	296 093	12 255 241,50	Kretingen Mascheiken Telschen
138 421,97	380 330,10	468 062	14 698 218,36	Schaulen
141 053	58 862	1 019 888	14 517 047	Ponewesch
16 018	85 613	703 667	8 397 395,50	Seirijai
103 174	442 165	185 031	17 932 998,50	Wilna
701 195,13	8 236 639,60	12 668 784		
850 597,56	4 118 319,80	6 334 392	210 965 995,21 RM	
0,4 %	2 %	3 %	100 %	

Statistische Zusammenstellung der in Verlust geratenen Objekte

Orts- bezirk Nr.	Name des Kreises	Landwirtschaftliche Betriebe		Gewerbe- betriebe Anzahl	Städtische Grundstücke Anzahl
		Zahl der Höfe	Insgesamt ha		
1	Kaunas Stadt	129	4 818,79	150	728
2	Kaunas Land	194	3 732,39	48	269
3	Prienai	346	3 678,22	43	32
4	Mariampol	257	3 325,93	51	125
5	Wilkawischken	428	5 154,93	47	75
6	Wischtülen	533	7 023,46	29	46
7	Kybarten	301	3 632,00	67	267
8	Naumiestis	304	4 809,00	19	31
9	Schaken	492	5 965,15	114	47
10	Rascinen	562	6 071,75	39	89
11	Tauroggen	737	7 301,00	33	317
12	Schilalen	624	6 542,40	75	43
13	Kretingen Mascheiken Telschen	318	7 308,41	45	95
14	Schaulen	120	8 406,56	33	66
15	Ponewesch	74	5 782,98	17	67
16	Seirijai	182	3 180,28	25	57
17	Wilna	33	4 147,36	6	82
		5 634	90 880,81	841	2 456

Unsere Heimatortskartei

Nachstehend möchten wir einen kurzen Bericht für das Rechnungsjahr 1959/60 über Aufbau und Leistung der Heimatortskartei für Litauendeutsche geben.

Der Kirchliche Suchdienst ist arbeitsmäßig dem Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte in Bonn unterstellt und erhält für die Durchführung der ihm erteilten Aufgaben geldliche Bundeszuschüsse.

Im Kirchlichen Suchdienst sind folgende zwölf Heimatortskarteien für die Vertreibungsgebiete zusammengefaßt:

Ostpreußen	Neumünster
Danzig-Westpreußen	Lubeck
Pommern	Lübeck
Mark Brandenburg	Augsburg
Deutsche aus Wartheland und Polen	Hannover

Niederschlesien	Bamberg
Oberschlesien	Passau
Groß-Breslau	Bonn-Beuel
Sudetendeutsche	Regensburg
Deutsche aus Südosteuropa	Stuttgart
Ostumsiedler	Stuttgart
Deutschbalten	München
Deutschbalten, Nebenstelle Litauen	Burg Dithm.

Die verwaltungsmäßig übergeordnete Zentralstelle der Heimatortskarteien befindet sich in München, Lessingstraße 1.

Jede der genannten Heimatortskarteien hat außerdem einen Rechts-träger, entweder den kath. Caritasverband oder die Innere Mission und das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die vorgesetzten Dienststellen prüfen die Wirtschaftlichkeit der Arbeit und Arbeitsmethoden sowie die Verwaltung.

Die Heimatortskartei für Litauendeutsche ist der Heimatortskartei für Deutschbalten als Nebenstelle angeschlossen und befindet sich in Burg/Dithm.

Leitern der Nebenstelle für Litauen:

Frau Karin Kröger

Leiter der HOK Deutschbalten:

Georg v. Krusenstjern

Die überaus mannigfaltigen Arbeiten in der Heimatortskartei stellen an die Mitarbeiter vielseitige Anforderungen bezüglich notwendiger Sprach-, Orts- und Personenkenntnisse. Auch mit den Verhältnissen in den drei Heimatstaaten sowie den komplizierten Umsiedlungsvorgängen müssen sie einigermaßen vertraut sein.

Neben den Bundesmitteln ist die HOK auch auf eigene Einnahmen angewiesen. Das Eigenaufkommen an Zahlungen und Spenden seitens der eigenen Landsleute ist aber leider gesunken und reicht nicht immer aus, empfindliche Lücken zu schließen.

Aufgabenmäßig ist die HOK in drei Hauptabteilungen gegliedert:

1. Suchdienst, Familienzusammenführung, Rückführung Verschleppter.
2. Auskunfterteilung an Behörden, Amtshilfe, Bescheinigungen, Ersatzurkunden, Nachweise über Umsiedlung, Staatsangehörigkeit, Volkszugehörigkeit usw.
3. Gesamterhebung.

Unsere HOK umfaßt 24 737 Karten
mit 54 785 Personen.

Die Kartei geht aus vom Stichtag 1.9.1939. Sie enthält auch alle Angaben über die seit diesem Tage Verstorbenen sowie alle seit diesem Tage Geborenen und Eingetragenen.

Es werden zwei Hauptkarteien geführt:

- a) die alphabetische Arbeitskartei, in welcher sämtliche erfaßten Personen nach Familiennamen geordnet sind,

b) eine Ortskartei, in welcher dieselben Personen nach ihren genauen Heimatanschriften per 1.9.1939 geführt werden.

Ferner eine Ausland- und Überseekartei und eine Verschlepptenkartei.

Im Berichtsjahr:

Gesamtschriftwechsel	
Eingänge	5 034
Ausgänge	7 297
Gesamt	12 331
Zugang von Suchanfragen	2 488
Erfolgreich beantwortet	1 351
Erzielte Sucherfolge und Zusammenführung von Angehörigen	679
Polizeiliche Umzugsmeldungen wurden ausgewertet	2 505

Behörden:

Bearbeitet in Versorgungsangelegenheiten	365 Fälle
Lastenausgleichsangelegenheiten	202 Fälle
Personenstandsangelegenheiten	927 Fälle
Sonstige Amtshilfe	838 Fälle
	2 332 Fälle

Durch eine großangelegte Aktion der Such- und Vermisstenlisten ist die HOK bemüht, an einen großen Kreis von Landsleuten aus der litauendeutschen Heimat heranzutreten. Dank dem Interesse und der Hilfsbereitschaft der angesprochenen Landsleute nah und fern, insbesondere auch in Übersee, konnten schon zahlreiche Schicksale geklärt und seit langem laufende Suchfälle erledigt werden.

Aus nachstehend aufgeführter Tabelle der HOK für Litauendeutsche läßt sich Schicksal und Verbleib unserer Landsleute ablesen.

Die Zahlen entsprechen dem Stand per August 1960.

Bundesrepublik	19 824
Sowjetzone	3 225
Ausland	5 636
Verschleppt	2 203
Verstorben	5 385
Vermißt (Suchauftrag liegt vor)	3 796
Für tot erklärt	169
Ungeklärte Fälle	9 452
Nach der Umsiedlung	
geborene Kinder	2 655
Ab 9. 5. 1945 geborene Kinder	2 401
Insgesamt:	54 746

KARIN KROGER

DAS TISCHGEBET

Die riesige Halle des Kornspeichers hinter dem Bahnhof wurde zur Übernachtung für die Umsiedler eingerichtet. Der Raum war groß, so groß, daß, wenn man am Eingang stand, die Personen am anderen Ende des langen Saales nicht zu erkennen waren. Zu beiden Seiten waren Strohlager aufgeschüttet und dazwischen — in der Mitte — war ein breiter Gang entstanden. Das Stroh lag hoch und glänzte hell, es war noch unberührt. Die aufgestellten eisernen Öfen hatten zuerst fürchterlich geraucht, so daß man immer husten mußte, jetzt aber strahlten sie schon eine angenehme Wärme aus.

Ganz rechts am Eingang war eine Kabine für Kleinkinder abgetrennt worden, darin war es knuffig warm. Auf der Wickelkommode lagen griffbereit frische Windeln. Geschäftig liefen Frauen hin und her, um hier und da noch etwas zu ordnen. Ein Mann war auf das Dach der Kabine geklettert und bemühte sich dort, einen großen Storch, der ein Baby im Schnabel trug, anzubringen. Irgendein Geschäft hatte diesen Vogel zur Verfügung gestellt. Das Werk war gelungen, alle Mitarbeiter hatten sich um die Kabine versammelt und schauten vergnügt nach oben; sah das niedlich aus! Es war eine Stimmung wie bei den Vorbereitungen zu einem Wohltätigkeitsfest. Man scherzte, lachte, denn die, die hier für den Empfang sorgten, die waren ja noch zu Hause und blieben es auch. An ein Verlassen der Heimat dachte niemand, man fühlte sich sehr sicher — noch sicher.

Für Menschen, die unterwegs sind, die mit dem Pferdewagen viele Kilometer im Schneckentempo fahren müssen, die von der Landstraße kommen, sind drei Dinge die Hauptsache: Wärme, Licht und Essen. Alle diese drei Sachen erwarteten die Umsiedler. Die Halle war warm, sie war hell und die Erbsensuppe duftete verlockend. Es war aufs Beste vorgesorgt und zum Empfang bereit. Dann kamen sie, die Umsiedler, die Haus und Hof

halten verlassen müssen, bepackt mit der letzten Habe, die sie hatten mitnehmen können. Ach, wie wenig war das alles, im Verhältnis zu dem, was alles hatte dableiben müssen. Sie gingen langsam, ohne Hast, auf allen Gesichtern lag Erstaunen, so als ob sie noch nicht recht erfaßt hätten, was mit ihnen jetzt geschieht. Es waren viele darunter, die nicht weiter als bis zum Dorf oder Städtchen gekommen waren. Für die war es eine Weltreise, und wenn sie auch nur hundert Kilometer gefahren waren. Nur eins hatten sie begriffen, nach Hause geht es nicht mehr, wo man hinkommen würde, würde einem alles fremd sein. Sie schwiegen, und nur ab und zu sagte einer, wenn ihm etwas freundlich angeboten wurde, höflich und bescheiden „danke“.

Jeder suchte sich auf dem Strohlager einen Platz, legte seine Sachen ab und sah sich verwundert um, ohne zu reden. Nur aus der Kabine drang das Schreien der Säuglinge, die unbekümmert ihr Recht forderten.

Dann wurde aufgefordert, sich zum Essen an den Tisch zu setzen. Die Suppe sollte nicht kalt werden. . . . bitte . . . Sie setzten sich an die langen Tische, das Essen stand vor ihnen, aber keiner wagte anzufangen, sie sahen verlegen vor sich hin.

Da stand ein alter Bauer auf. Sein Haar flatterte ihm um den Kopf, er wendete sein Gesicht nach oben, seine Augen waren halb geschlossen, so, als ob er entrückt wäre, langsam faltete er die Hände, es war, als ob er damit eine weihevollen Handlung vollziehe und fing an, das Tischgebet zu singen. Er sang es in diesem großen Raum, in dem der Kreisleiter eben schwungvolle Worte während der Begrüßungsrede benutzt hatte, in der er vom Glück der Heimkehr sprach, den Schutz des Führers ihnen verhiess. Sie seien auf deutschem Boden und alle Gefahr und Not habe nun ein Ende. Aber dieser Mann, der da jetzt dastand und sang, er überragte alle um Haupteslänge, er kannte nur einen sicheren Schutz, er kannte nur einen Führer, an den er sich sein ganzes, schon langes Leben gehalten hatte, das war Gott der Herr. In Gottes Namen war er mit den Seinigen ausgezogen, in Gottes Namen wollte er auch den Anfang machen. Ohne Danksagung aßen sie in der Heimat kein Brot, ohne Danksagung würden sie es auch hier nicht zu sich nehmen. Alle, die am Tische saßen, hatten die Hände gefaltet und beteten mit.



In Erwartung des ersten litauendeutschen Umsiedlertrecks in Deutsch-Krottingen

Soldaten, Arbeitsmädchen und Parteigrößen haben sich eingeladen, um die ersten Umsiedler mit der obligaten Erbsensuppe aus der Gulaschkanone und den nicht minder obligaten Reden zu bewirten.

Ob da braune oder schwarze oder graue Uniformen um sie herumstanden, sahen sie nicht, kümmerten sich nicht darum. Sie traten, bevor sie das tägliche Brot empfangen, vor Gottes Angesicht, um seinen Segen zu erleben. Zuerst klang es noch zaghaft, sie wagten nicht laut mitzusingen, aber die Stimme des alten Mannes durchdrang alles. Es wurde ringsum still, nur der Gesang wurde lauter. Das Tellergeklapper hörte auf, die geschäftigen Frauen blieben mitten im eilenden Gang stehen. Wie ein Prophet aus einer anderen Welt stand der Alte da und sang:

Segne Herr uns diese Gaben,
die wir von dir empfangen haben.
Segne unser täglich Brot,
führ' uns, Gott, aus aller Not.



Luftbild des Klosters von Pazaislis bei Kauė, heute vom Memelstausee —
„Kauėo jura“ — umspült

Kirchen sind immer an den schönsten Stellen gebaut worden. Von einsamen Höhen schauen sie weit ins Land hinaus, oder sie stehen in geheimnisvoller Stille des Waldes.

Nicht weit von Kauė, umgeben von dunklen Fichten, erhebt sich schneeweiß das Kloster Pazaislis. Wie ein Gebild aus Himmels Höhen liegt es plötzlich vor uns, erbaut von einem der Großen dieser Welt aus Dankbarkeit für die Errettung aus großer Not. An einem der Innenräume schnitzte ein Mönch zwanzig Jahre lang. Und sprach dabei kein einziges Wort!

Es ist ein Reich, in dem ein anderes Gesetz herrscht als in dieser Welt. Es ist das Gesetz der Liebe, der Liebe zu Gott und den Menschen. Einst kam in der heiligen Nacht ein Kind in die Welt, um der sündigen Menschheit das Bild Gottes zu zeigen, um im Menschen Gottes Ebenbild zu offenbaren, Ihm, dem Erlöser der Menschheit, zu Ehren wurde dieser Ort des Friedens, der Stille geschaffen. Wer einmal in diesen Mauern geweiht hat, der spürte etwas von diesem Geist, der das Licht in der Finsternis dieser Welt ist. Zu Bethlehem geschah das große Wunder und seitdem ertönt der Lobpreis in aller Welt, in allen Kirchen und Klöstern: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen Menschen, die guten Willens sind.“

„Emmaus“

”

Scharken bei Schoden

im Blickwinkel
der Umsiedlung vor 20 Jahren

Wenn ich, wie ich gebeten wurde, etwas über das Waisen- und Altersheim „Emmaus“ im Blickwinkel der Umsiedlung vor 20 Jahren schreiben soll, so will ich das tun, indem ich die Frage zu beantworten suche: hat sich im Hinblick auf die so baldige Auflösung durch die Umsiedlung das ganze Unternehmen gelohnt? Oder hätte man das Geld, das da hineingesteckt wurde, und all die Arbeit und Mühe, die darauf verwandt worden ist, lieber für andere — bessere Zwecke verwenden sollen? Statt einer direkten Antwort auf diese Frage will ich etwas vom Entstehen von „Emmaus“, von dem Leben dort und von der Umsiedlung erzählen.

Ich hatte erfahren, daß Frau Newedomskaja, die Tochter des russischen Generals Korolkow, dem das große Gut Scharken bei Schoden gehört hatte, dasselbe — nun ein Restgut von 80 ha — verkaufen wollte. Anfang Januar 1928 auf der Heimreise von meiner Filialkirche Telschi kam mir der Gedanke: dieses Gut muß vom „Evangelisch-Lutherischen Missionsverein in Litauen“ erworben und dort eine Anstalt der Inneren Mission eingerichtet werden! Nicht lange nach Beendigung des Weltkrieges hatte Professor Morehead vom „National Lutheran Council“ in Amerika die vom Kriege schwer betroffenen Staaten, unter ihnen auch Litauen bereist und hatte der ev.-luth. Kirche 5000,— \$ zur Linderung der Not in den Gemeinden übergeben. Dieses Geld sollte zur Errichtung einer Anstalt der Inneren Mission — möglichst auf dem Lande — verwandt werden. Pastor Katterfeld, der von 1921—1927 Pastor in Kauen war, hatte mit Pastor Eckart-Kybarten zusammen den „Ev.-Luth. Missionsverein in Litauen“ gegründet und sich um die Erwerbung eines Restgutes vergeblich bemüht. Scharken war zwar nicht, wie man's gern gehabt hätte, im Zentrum gelegen, schien mir aber sonst in vieler Hinsicht ein für den gewünschten Zweck passendes Objekt zu sein: vor allem sprach dafür die liebliche Lage der beiden Gutshäuser — des Herren- und des Verwalterhauses — inmitten eines Gutsparkes mit schönen alten Bäumen am Ufer der schnell dahinfließenden Luoba, die schöne Badegelegenheit für die Insassen bot; sehr wichtig war auch die Nähe von Schoden mit der deutschen Schule (7 km), die ich im Januar 1922 eröffnete hatte und die in einigen Jahren durch ein eigenes Haus mit Internat für die weit-

entfernten Schulkinder von 7 auf ca. 40 Schüler herangewachsen war; und schließlich die wegen des guten Bodens sehr lohnende Landwirtschaft, die viel zur Ernährung der Anstaltsinsassen beizutragen versprach. Zu all diesen Überlegungen hatte ich auf der 70 km langen Schlittenfahrt Zeit genug gehabt und kehrte nun kurz vor dem Endziel bei Frau Newedomskaja ein, brachte meinen Vorschlag vor und gewann ihr Einverständnis. Nun mußte schnell gehandelt werden. Ich besorgte mir noch in demselben Monat das Einverständnis der drei Senioren der ev.-luth. Kirche Litauens (der deutschen, lettischen und litauischen Gemeinden) und brachte am 2. Februar 1928 auf der Generalversammlung des Missionsvereins meinen Plan vor. Der Ankauf von Scharken wurde beschlossen und mir die Generalvollmacht des Vereins übertragen. Am 8. Februar schloß ich den Kontrakt über den Kauf mit Frau Newedomskaja ab und überwies ihr das vorhandene Kapital (mit ca. 60 000,— Lit). Scharken war im Besitz des Missionsvereins! Doch noch fehlte ein beträchtlicher Teil der abgemachten Kaufsumme. Am 2. Juni traf ich bei meinem lieben Freunde Pastor Katterfeld ein, der nach dem gezwungenermaßen erfolgten Verlassen Litauens Pastor in Braunschweig geworden war; wir fuhren zusammen nach Bethel, wo er gut bekannt war, und erhielten dort durch das großzügige freundliche Entgegenkommen Pastor Friedrich von Bodelschwings eine Anleihe von 8000,— Mark (= 20 000,— Lit). So konnten die Kaufschulden schon bald getilgt werden bis auf einen verhältnismäßig geringen Rest, der bis 1935 glücklich abbezahlt worden ist. Bei der Tilgung der Bethelanleihe hat uns der Evangelische Bund in großzügiger Weise entlastet. Mit dem Ankauf des Restgutes war aber die Anstalt noch nicht auf die Füße gestellt: es fehlte ja noch das ganze tote und lebende Inventar, dazu waren die Gebäude in einem ganz schauerhaften Zustande. Da hat nun der treue Gustav-Adolf-Verein einmalig mit einer größeren Summe und alljährlich weiterhin mit seinen Gaben geholfen — sowohl der Zentralvorstand wie auch der Zweigverein des Memellandes, aus dessen Gemeinden uns unermüdllich Hilfe erwiesen wurde (besonders auch später zur Schaffung eines Bethauses in Polangen).

Es drängt mich, an dieser Stelle allen treuen Helfern meinen tiefempfindenen Dank auszusprechen: dem National Lutheran Council, der Anstalt Bethel, dem Evangelischen Bund, ganz besonders aber dem Gustav-Adolf-Verein, der mir — zusammen mit dem Verein für das Deutschtum im Auslande schon einige Jahre früher den Ankauf des Schulgrundstücks und Ausbau des darauf befindlichen Häuschens zum Schulhause ermöglicht hatte. Hinter allen diesen Institutionen standen ja lebensvolle, mit Liebe und Freudigkeit arbeitende und helfende Persönlichkeiten, an die ich mit großem Dank zurückdenke.

Am 16. September 1928 wurde Scharken vom Vorsitzenden des Missionsvereins, Pastor Eckart, zur Anstalt der Inneren Mission „Emmaus“ eingeweiht: es sollte einsamen alten Menschen Zufluchts-



Das Verwalterhaus des Alters- und Waisenhauses
„Emmaus“ in Scharken bei Schoden

stätte und Heim werden; es sollte Waisenkinder betreuen und sie zum Eintritt ins selbständige Leben vorbereiten; es sollte evangelisch-lutherischen Menschen aus allen drei Nationalitäten offen stehen — Deutschen, Letten und Litauern. Da es in Litauen nur wenige evang.-luth. Litauer gab, während die Deutschen und Letten fast alle ev.-luth. waren, und es ca. dreimal so viele Deutsche (ca. 40 000) wie Letten gab, waren die deutschen Insassen am stärksten vertreten; die Kinder waren alle Deutsche. 1930 gab es schon 16 Erwachsene und 6 Kinder, unter den ersteren drei Letten und zwei Litauer. Im Februar 1932 kamen die Kinder aus dem Kauener Waisenhaus hinzu, so daß unsere Kinderzahl 1935 auf 18 kam — das ist wohl die Höchstzahl gewesen.

Wenn ich auf das Leben und Treiben in Emmaus zurückschaue, so kann ich trotz vieler Unzulänglichkeiten doch eines dankbar feststellen: die Waisenkinder haben es in Emmaus gut gehabt. Sie wurden reichlich ernährt, von der Heimleiterin liebevoll betreut, konnten nach Herzenslust im Park und an warmen Sommertagen auch in der Luoba herumtollen und erhielten nach empfangenem Vorunterricht im Heim eine gute Ausbildung in der Schodenschen Schule und gute Erziehung im dortigen Internat, von dem sie zu den

Ferien, wie auch meist zu den Sonn- und Feiertagen ins nahe Emmaus zurückkehrten. Ich glaube wohl, daß jeder, der in das Leben unserer Kinder etwas Einblick nahm, den Eindruck gewinnen mußte, daß da ein frohes Leben herrschte — viel Freiheit, frohe Spiele, lustige Aufführungen zu vielen festlichen Gelegenheiten und dergl. mehr machten ihr Leben reich und schön. Da die Deutschen in Litauen meist in sehr bescheidenen, ja z. T. in ärmlichen Verhältnissen lebten, erhielt ich für manche Waisen und etliche Schulkinder im Schodenschen Internat überhaupt keine Unterhaltszahlungen; doch fanden sich durch meine vielen Reisen ins deutsche Mutterland infolge meiner Vorträge in Schulen und auf Gemeindeabenden und vor Frauenkreisen, wie auch durch schriftliche Berichte („Emmausblättchen“) mit der Zeit immer mehr Helfer und Helferinnen — Schulen und Einzelpersonen — die Patenschaften für Emmaus oder das Schodensche Internat, wie auch für einzelne Kinder übernahmen. Dankbar denke ich besonders an das Evangelische Mädchengymnasium in Nürnberg und an das Landschulheim am Solling, aber nicht weniger dankbar an die einzelnen Helfer und besonders Helferinnen, die in großer Treue durch regelmäßige Zahlungen und auch durch manche namhaften Beträge und Gaben an Kleidungs- und Wäschestücken unermüdlich geholfen haben. Sie alle haben dazu beigetragen, unsern Kindern in Schoden und Emmaus eine frohe Kindheit zu bereiten — Gott segne es ihnen allen!

Die Betreuung der Alten war z. T. mit großen Schwierigkeiten verbunden. Es geschah öfters, daß „Brüder von der Landstraße“ aus trostlosen Verhältnissen zu uns kamen; man konnte sie nicht abweisen aber auch nicht erreichen, daß von der betreffenden Gemeinde eine Zahlung für sie geleistet wurde. Diese Menschen an Ordnung und vor allem an Sauberkeit zu gewöhnen war eine unendlich schwere Aufgabe. Schlimmer noch war der Umstand, daß wir Menschen zugeschickt erhielten, die nicht in ein Altersheim, sondern in eine Pflege- oder Irrenanstalt gehörten. Emmaus wurde eben nicht nur als Alters- und Waisenhaus, sondern als die Anstalt der Inneren Mission in Litauen angesehen, die jeden, den man nicht bei sich zu Hause behalten wollte oder konnte, aufnehmen mußte. Wir hätten über mehr helfendes Personal und über mehr Mittel verfügen müssen, um auch für diese Menschen sorgen zu können, wie es nötig gewesen wäre. Daß es in beiden Häusern weder elektrisches Licht noch eine Wasserleitung oder gar Zentralheizung gab, hat die Betreuung der Pflegelinge natürlich auch sehr erschwert. Und doch hoffe ich, daß manchem alten Menschen Emmaus ein liebes Heim wurde, in dem er sich wohl und geborgen gefühlt hat.

Mit großer Freude kann ich einer Aufgabe gedenken, für die unser Emmaus sich als schön geeignet erwies — es war die Abhaltung von Jugendfreizeiten. Aus allen Teilen Litauens kam fröhliche deutsche Jugend herbei (15—30 junge Leute oder junge Mädchen), um eine Woche lang bei Bibelarbeit, Vorträgen, Gesang oder Po-

saunen und frohem Spiel miteinander zu verbringen. Die Organisation lag dabei in den Händen von Pastor Eckart, die Mädchenfreizeit leitete meist eine Jugendführerin aus dem Burckhardtthaus, während sich der Jungmännerschar ein Jugendführer aus Memel und Pastore aus dem Memellande oder aus Deutschland annahmen. Auch Generalsuperintendent Gregor, der unserer Arbeit in Schoden und Scharken ein treuer Helfer wurde, war einmal ein paar Tage lang Freizeitgast in Emmaus. Die Freizeiten waren für uns alle — jung und alt — Tage froher Gemeinschaft und reichen Erlebens. Und immer waren wir am Planen, wie man Scharken wirtschaftlich heben könnte und was sich weiter dort zum Besten unserer Gemeinden einrichten ließe.

19 Jahre hatte die deutsche Schule in Schoden, 12½ Jahre nur hatte Emmaus bestanden — nun gilt für beide das Wort des 103. Psalms: „... wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“ Und hier kann nun die eingangs gestellte Frage wiederholt und mit den zwei nächsten Versen des Psalms beantwortet werden: „Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so Ihn fürchten und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten.“ Wenn ich auf die für Scharken und die Schodensche Schule geleistete Arbeit zurückschaue, so weiß ich rückblickend doch, daß da nicht nur Geld und Arbeit, sondern auch viel Liebe und Treue hineingegeben worden ist; und wo das der Fall war, kann die Arbeit nicht vergeblich gewesen sein, denn auf Liebe und Treue ruht der Segen, ruht die Gnade Gottes, die nicht vergehen, sondern fortwirken auf Kindeskind.

Da mir die Arbeitsgenehmigung in Litauen entzogen wurde, siedelten wir im Mai 1930 aus dem Schodenschen Pastorat nach Scharken über, wo wir fast 2 Jahre gelebt und im stillen weitergewirkt haben. Da aber alle Bemühungen, die Arbeitsgenehmigung wiederzuerlangen vergeblich waren, folgte ich im Februar 1932 einem Ruf nach Libau (Lettland), wo ich bis zur Umsiedlung im Dezember 1939 als Pastor tätig war. Der Abschied wurde mir sehr schwer, ich behielt aber die Generalvollmacht des Missionsvereins und hatte die Möglichkeit, bei häufigen Besuchen (mindestens alle 14 Tage) Emmaus und die Schodensche Schule weiter zu betreuen und auch durch Fahrten nach dem Memelland und nach Deutschland Mittel zur Erhaltung und zum weiteren Ausbau der beiden Anstalten zu beschaffen.

Als am 9. Oktober 1939 der Beschluß der Umsiedlung aller Deutschen aus Lettland und Estland bekanntgegeben wurde, fuhr ich sofort nach Schoden und Scharken hinüber, um das Notwendigste zu besprechen, und dann noch einmal am 28. Oktober, um am Tage darauf, einem Sonntag, in Emmaus einen Abschiedsgottesdienst zu halten. Während sich dann vom Oktober bis Anfang Dezember die Umsiedlung der Deutschen aus Estland und Lettland vollzog, mußten die Deutschen in Litauen sich noch bis Anfang 1941 gedulden! Nach-

dem ich im März 1940 die Bedienung der Jakobusgemeinde in Memel übernommen hatte, fuhr ich im Juni 1940 noch einmal nach Schoden und Scharken hinüber. Dort traf am Abend des 15. Juni die Nachricht ein, die Russen wären in hellen Scharen in Litauen einmarschiert — die Aufregung war groß! Ein paar Tage konnte ich noch verweilen und manches besprechen und ordnen, auch ein paar Morgenandachten in Emmaus halten und am Sonntag, dem 16. Juni, am Konfirmationsgottesdienst in der Schodenschen Kirche teilnehmen und nachher mit den lieben alten Gemeindegliedern und den Kindern in der Schule zusammen sein. Dann hieß es für immer Abschied nehmen.

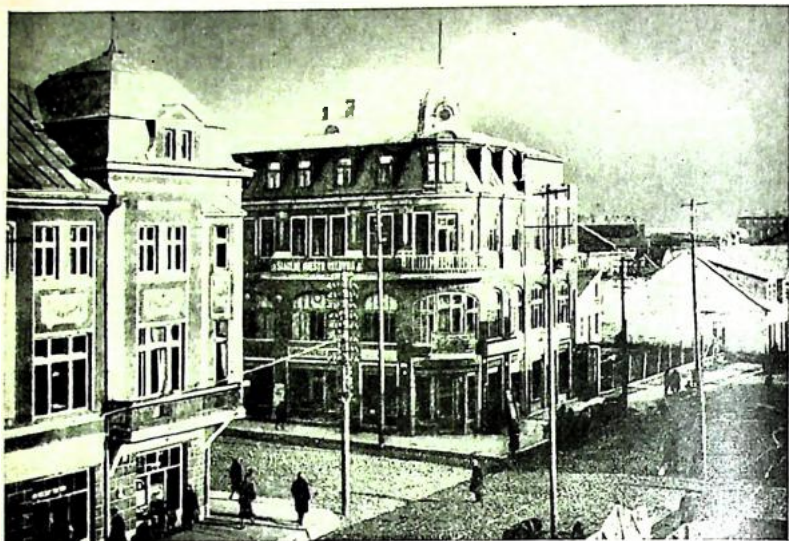
Es war der 10. März 1941 geworden, als endlich der langersehnte Zug mit den deutschen Umsiedlern aus Schoden, Scharken und der weiteren Umgegend in Bajoren einlief. Wir waren aus Memel mit meiner Frau dorthin gefahren, um all die alten Freunde zu begrüßen, von denen wir seit jenem Juni 1940 ganz abgeschnitten waren. Es war herrlich zu spüren, wie stark das Band war, das uns durch all die vergangenen Jahre seit dem Ersten Weltkriege verbunden hatte, hatte ich doch die vakant gewordene Gemeinde Schoden schon seit 1917 oft vikariler bedient. Von der letzten Leiterin von Emmaus, der tapferen Baronin v. d. Recke, die die Anstalt mit großer Umsicht und Treue geleitet hatte, hörte ich, wie schwer diese letzten Monate gewesen wären. Das Dasein von Emmaus aber hat sich in dieser schweren, bedrängten Zeit als sehr bedeutsam erwiesen: hier fanden noch manche im Jahr der Besetzung durch die Russen eine Unterkunft und konnten da in Geborgenheit die letzte Zeit vor der Umsiedlung verbleiben. Und die Schodensche Schule, die schon lange ein Treffpunkt der Deutschen für einen weiten Umkreis war, wurde in dieser Zeit zur „Geschäftsstelle O. B. 19 des Kulturverbandes der Deutschen in Litauen“, zum Zufluchtsort für Menschen, die sich verfolgt fühlten, und schließlich zum Sammelpunkt für alle Umsiedler. War der Abschiedsschmerz gewiß bei der Verkündigung der „baldigen“ Umsiedlung im Oktober 1939 groß gewesen, so war am 10. März 1941 nach allen in der Zwischenzeit erlittenen Aufregungen und Unbillen nun die Freude groß, auf deutschem Boden und in Sicherheit zu sein. Dazu kam der sehr freundliche Empfang durch den Memeler Landrat Kolhoff in Bajoren und das Wiedersehen mit manch alten Freunden und früheren Schülern, bei der Jugend aber besonders die freudige Erwartung des neuen Lebens, das nun beginnen sollte; ahnte man ja damals nicht, daß der Krieg noch etliche Jahre dauern und ein Ende mit namenlosem Schrecken nehmen würde.

Was wurde nun aus den Insassen von Emmaus? Bis auf einen hochbetagten Mann, der nicht mitkommen wollte, wurden alle Alten umgesiedelt und — soweit sie nicht zu Verwandten kamen — in Heimen untergebracht. Einige von ihnen habe ich später noch besucht — nun lebt wohl keiner mehr von ihnen. Und die Waisenkinder? Genauen Bescheid vermag ich darüber leider nicht zu geben.

In den letzten 1 1/2 Jahren, als schon die Umsiedlung bevorstand, sind jedenfalls keine neuen mehr hinzugekommen; die Kauener Kinder sind, wenn ich recht unterrichtet bin, schon eine Weile vor der Umsiedlung nach Kauern geholt und von dort aus umgesiedelt und die wenigen zurückgebliebenen z. T. ihren Verwandten zugeführt worden. Feststellen kann ich aber, daß etliche frühere „Schoden- und Emmaus-Kinder“ schon im Laufe der letzten Jahre vor der Umsiedlung nach Memel gekommen waren, wo wir ihnen Lehrstellen vermittelt hatten. Diese haben uns in den Kriegsjahren in Memel oft besucht — einzeln und auf Einladung zu geselligem Beisammensein — es waren manchmal gegen 20 von ihnen fröhlich bei uns zusammen.

Etliche der früheren Zöglinge sind gefallen, etliche habe ich aus den Augen verloren, aber von vielen erhalte ich eben noch Nachrichten — über andere oder direkt durch briefliche Verbindung über Länder und Meere. Eine besondere Freude aber ist's, wenn uns ein liebes „Schoden- oder Emmaus-Kind“ besucht. Im Sommer 1959 erlebten wir den Besuch eines solchen „Kindes“ mit Ehemann und zwei Kindern aus Kiel und eines anderen mit Ehemann und drei Kindern aus Kanada (sie waren unterwegs zur Mutter im Kreise Celle); und im vergangenen Sommer kam eine Familie aus dem südlichen Schwarzwald zu uns — ein Ehepaar mit sechsjährigen Zwillingen; die Mutter und ihre Schwester hatten vor 32 Jahren 6- und 7jährig als die ersten Waisen Kinder ihren Einzug in Emmaus gehalten. Es war ein herzerquickendes Zusammensein mit diesen drei Familien! Alle diese drei Mütter sind durch schwere Notzeiten hindurchgegangen und sind heute frohe, tatkräftige Frauen und Mütter, die in arbeitsreichen aber geborgenen Verhältnissen leben. Diese und so manche andere Besuche, die wir bei uns empfingen und an anderer Orten gemacht haben, wie auch Briefwechsel mit ehemaligen Zöglingen beantworten mir die aufgeworfene Frage, ob die Arbeit in Schoden und Emmaus lohnend oder vergeblich war.

Ehe ich diesen Bericht schließe, möchte ich noch aller derer dankbar gedenken, die von Herzen in Emmaus und in der Schodenschen Schule gestanden haben. Wenn ich sie hier nicht namentlich nenne und über ihre Tätigkeit berichte, so geschieht es aus Raummangel, denn es waren ihrer recht viele, da die leitenden Kräfte und ihre Mitarbeiter im Laufe der 12 bzw. 19 Jahre des Bestehens der Anstalten mehrfach gewechselt haben. Einige von ihnen sind schon nicht mehr unter den Lebenden, die Lebenden aber will ich — zugleich mit den einstigen Zöglingen, die diese Zeilen lesen — mit diesem Bericht herzlich grüßen und hoffe, daß sie darin mit mir übereinstimmen: die Arbeit in Emmaus und in Schoden ist nicht vergeblich gewesen! Und mit diesem Gruß verbinde ich für sie alle den Wunsch, der in dem Spruch enthalten ist, den ein liebes Schodensches Gemeindeglied in erhabenen Buchstaben über der Tür des Schullhauses angebracht hat: „Arbeit, Liebe, Licht und Freude über Weg und Haus“!



Die Wilnaer Straße (Vilniaus gatve) in Schaulen, der Industriestadt im Norden Litauens

Donnerwetter, so sah Schaulen aus! So ansprechend habe ich es gar nicht in Erinnerung, aber die photographische Linse sieht mehr als das subjektive Auge des Menschen. Schaulen war eine bedeutende Industriestadt in Litauen, aber diese Stadt war auch ein Mittelpunkt des dortigen Deutschtums. In der deutsch-evangelischen Kirche, im Pastorat, in der deutschen Schule mit ihrem Internat, walden reges Leben herrschte dort! Und wer dorthin zurückdenkt, der sieht Kathi v. Berg vor sich stehen, diese unermüdliche Arbeiterin und Werberin für das Deutschtum, für die Schule, für die Kirche. Sie war der Motor, sie machte Unmögliches möglich. In ihrem Hause, das den Schwestern Berg gehörte, stand immer ein Gästezimmer bereit, das wurde nie verschlossen. Wie, des nachts auch nicht? Ja, auch des nachts stand es offen und aufgemachte Betten erwarteten die Gäste — immer! Der Zug kam nach Mitternacht durch Schaulen, jede Nacht konnten die Schwestern doch nicht aufbleiben um einen möglichen Obdachlosen unterzubringen. Also blieb die Tür offen und alle Bekannten und Freunde wußten, im „Gehirge“ — so nannten es alle scherzweise — steht eine Nachtherberge für uns bereit. Zum Frühstück gab es dann Überraschungen — zwei oder drei gut ausgeschlafene Reisende setzten sich mit an den Tisch.

E. J.

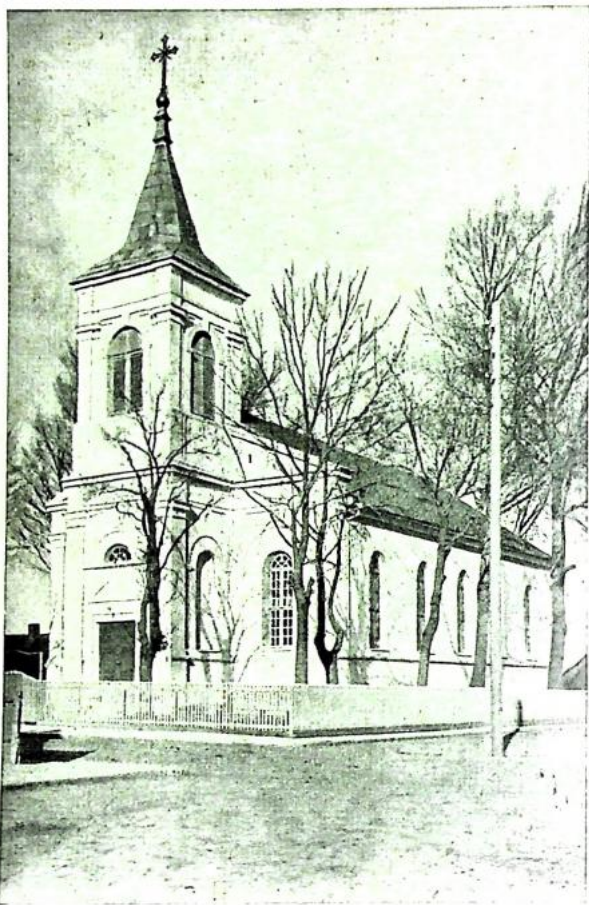
Umsiedlung nicht Flucht

Es war keine Flucht, es war eine Umsiedlung, die im Februar 1941 ihren Anfang nahm. Die Litauendeutschen verließen ihre Heimat. Einzelnen waren sie ins Land gekommen, verlassen haben sie es gemeinsam, wohlgeordnet und registriert, mit Ausweisen versehen. Das Haus, in dem die Kinder geboren, der Acker, den schon der Großvater bebaut, die Werkstatt mit der ganzen Einrichtung, der Garten und der Wald mußten zurückbleiben. Was konnten sie an Sachen mitnehmen... alle? Wer anfängt zu packen, dem erscheint alles nötig und wichtig, lieb und vertraut, und Kisten und Kasten sind bald voll, aber in den Stuben steht noch so viel umher, was keinen Platz mehr findet. Aller Abschied ist schwer.

Einst hatten polnische Grafen und Fürsten die Deutschen ins Land gerufen, damit sie ihren Völkern Vorbild und Lehrer sein sollten, daß sie dem Lande abendländische Kultur brächten. Ein wechselvolles Schicksal traf sie. Eine Regierung löste die andere ab, zwischen Wohlwollen und Abneigung mußten sie lernen sich zu behaupten und ihr Volkstum zu bewahren.

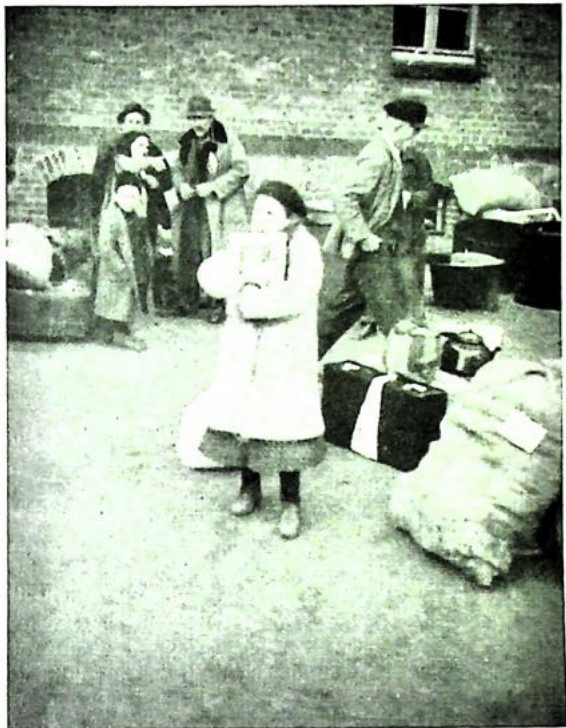
Nicht Staatenbildung, wohl aber Kulturarbeit, ist das hervorragende Merkmal aller deutschen Ostsiedlung. Und diese bleibt, wenn auch die Menschen das Land verlassen mußten. Die Steine reden immer weiter davon: Rathäuser, Schlösser und Kirchen können den deutschen Einfluß nicht verleugnen. Sie zeugen noch heute davon.

Während die Großen ein Jahr verhandelten, packten schon die Kleinen und warteten, warteten auf den Schicksalsspruch, monatelang, wochenlang. Endlich fiel er. Die Deutschen werden umgesiedelt. Alle? Alle. Aber die Mischehen? Die natürlich auch. Jetzt wollte jeder ein Deutscher sein, es begann ein Feilschen, ein Ringen um jede Seele, es gab so viele Grenzfälle, wo gibt es die nicht im Auslande? Manche Großmutter, die längst in Ver-



Was wir zurückließen. Die schucke evangelisch-lutherische Kirche
in Wirballen

gessenheit geraten war, mußte herhalten, um zu beweisen, daß
deutsches Blut in den Adern fließt. Es war eine zermürbende,
schwierige Arbeit, die viel Geduld erforderte. Schließlich war es



Ein in seiner Art erschütterndes Bild. Bei der Ansiedlung in den neuen Gebieten gehörte zur Ausstattung jeder Familie zu allererst ein Führerbild. Die ganze volksdeutsche Glaubigkeit symbolisiert sich in der Art, in der das Kind das Bild umfaßt hält. Woher auch sollte das Kind wissen, daß es im hehren heiligen Deutschland auch noch anderes gab als Liebe, Treue und Redlichkeit...

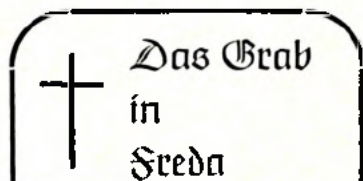
soweit, im Februar 1941 konnte der erste Transport abgehen. Noch waren es keine Flüchtlingszüge, die ohne Ziel losfuhren, die nur einen Gedanken hatten, fort vom Kriegsschauplatz. Die Trecks waren wohlgeordnet und wußten ihren Weg. Es waren nicht Vertriebene, es waren Umsiedler, die ihren Wohnort wech-



Wanderer zwischen Bolschewisteneinmarsch, Umsiedlung, Rück-siedlung, Krieg und Flucht. Baracken, Baracken, Baracken...

selten, die nicht auf milde Gaben angewiesen waren. Ihr Besitz war registriert, sie trugen das Papier in der Tasche, eine Urkunde hatten sie als Sicherheit erhalten. Dem Bauern war Grund und Boden zugesichert, nicht schlechter, nein, im Gegenteil, besser, größer. Die Städter sollten wieder Hausbesitzer werden, so wie sie es in der Heimat gewesen waren, und dem Kaufmann wurde mit lohnenden Geschäften gewinkt. So sahen die Verheißungen aus, in diese Richtung sollten alle Träume gehen. Nun, nicht alle Träume gehen in Erfüllung, auch hier nicht. Aber rückblickend müssen wir doch sagen, es war ein gigantisches Werk. Ein Turmbau zu Babel. Es nahm auch solch ein Ende.

Wenn es nicht zu der späteren Flucht im Januar 1945 gekommen wäre — da war es eine Flucht mitten im Winter, Hals über Kopf floh man ins Ungewisse —, hätte es vielleicht doch Heimat werden können? So blieb es nur eine Zuflucht, eine Zuflucht für drei Jahre. Für die Umsiedler war es eine Atempause, aber sicher fühlte sich niemand. Wohl säte man, erntete, man richtete sich ein, mancher besser, mancher schlechter, und alle hörten voll Bangen auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Und die Front rückte immer näher...



Rechts vom Eingang in den Botanischen Garten in Freda/Kauen befindet sich ein kleiner Friedhof. Hier ist das Grab meines Vaters, das ich habe zurücklassen müssen, wie so viele, die ihre Heimat verlassen mußten, deren Lieben in jetzt unerreichbarer Ferne ruhen.

Allerdings war mein Vater nicht in Litauen geboren, sondern in St. Petersburg, im dortigen Botanischen Garten, dessen Direktor mein Großvater gewesen ist. Begraben ist mein Vater — ein merkwürdiges Zusammentreffen — am Eingang zu einem botanischen Garten, dessen Gründer und langjähriger Leiter ich, sein Sohn, war.

Wenn mein Vater auch nicht aus Litauen stammte, so war er doch eng an den litauisch-weißrussischen Raum, an das einstige Großfürstentum Litauen, gebunden, wo er, unweit von Slutsk, im Gouvernement Minsk, einst einem der Zentren der litauischen Reformierten, ein großes Gut besaß. Als Pionier deutscher Arbeit hatte er hier eine Musterwirtschaft aufgebaut, die von der russischen Regierung mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Wie oft sagte mir mein Vater, die Polen in Weißrußland sind keine echten Polen, es sind eigentlich Litauer.

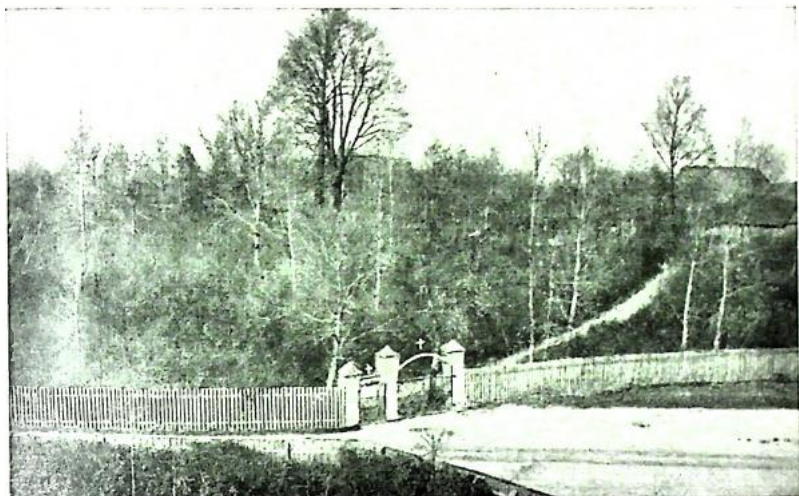
Und hier liegt nun mein Vater in Freda, auf dem Friedhof der früheren russischen Festung. Eine, ursprünglich griechisch-orthodoxe, Kirche steht da, die sicher mancher gesehen hat, der den Botanikos Sodas aufsuchte, hier befindet sich das Grabmal des ersten russischen Festungskommandanten, der bezeichnenderweise den echt russischen Namen Oskar Karlowitsch Klemm trug, hier liegt auch eine Reihe russischer und polnisch-litauischer Gräber, fein säuberlich voneinander getrennt. Schließlich, unter einer großen Fichte, eine Reihe deutscher Soldatengrä-

ber aus dem Ersten Weltkriege, von der deutschen Friedhofsverwaltung betreut und in Ordnung gehalten. Am Stamm der Fichte hing ein Stahlhelm und darunter stand die Aufschrift: „Dem tapferen Volke zu Ehren.“ Hier liegt auch mein Vater. Nicht, daß er in der deutschen Armee gedient hätte, aber der katholische Pfarrer, an den ich mich um die Genehmigung gewandt hatte, meinen Vater hier begraben zu dürfen, sagte: „Er ist evangelisch, er soll also dort liegen, wo sich auch die deutschen Soldatengräber befinden.“

So geschah es auch und es war zufällig der schönste Platz. Als ob unter den Deutschen nicht auch Katholiken gewesen wären, und der Oskar Karlowitsch Klemm war sicher auch kein griechisch-orthodoxer Rechtgläubiger!

Krank und gebrochen kam mein Vater aus Rußland zurück, es war ihm nicht vergönnt, noch lange unter den Seinen zu weilen; jetzt hat er, nach einem arbeitsreichen Leben, seine Ruhe gefunden, in einem Grabe, von dem die Seinen heute nicht einmal wissen, ob es noch da ist.

Der Friedhof in Freda gehört zum Typus der städtischen Friedhöfe, wenn er auch durch seine geringe Größe den Übergang zu einem ländlichen Friedhof bilden könnte. Das typische Muster eines städtischen Friedhofes ist der bekannte Friedhof in Kauon, am Vytauto Prospektas, der heute leider eingeebnet wird, gleich hinter dem Deutschen Gymnasium. Es ist eine Neugründung, dort, wo sich einst an Stelle der jetzigen Neustadt auf sandigem Boden ein Kiefernwald erstreckte, von der Art wie die Wälder von Panemunė, Kacergine, Kulautuva, Versviai u. a. im Tale der Memel. Gerade, sich rechtwinklich kreuzende Wege, von Eisengittern eingefasste Gräber, Denkmäler und Kreuze aus Holz, Eisen, Marmor und finnischem Granit. Sommerblumen auf den Gräbern, hier und da einige Lebensbäume — es ist der typische städtische Friedhof der hastig schreitenden Neuzeit, die keine Zeit findet zum Verweilen, keine Bindungen hat zu Natur, Tradition und Gemüt. Übrigens auch hier, wie in Freda, eine strenge Scheidung zwischen den Gräbern der im Ersten Weltkrieg gefallenen deutschen Soldaten, dem evangelischen, dem katholischen und dem griechisch-orthodoxen Teil, und bei der kleinen Moschee hinter dem evangelischen Friedhof, die Ruhestätte der Mohammedaner.



Der deutsche evangelisch-lutherische Friedhof in Wirballen kurz vor der Umsiedlung

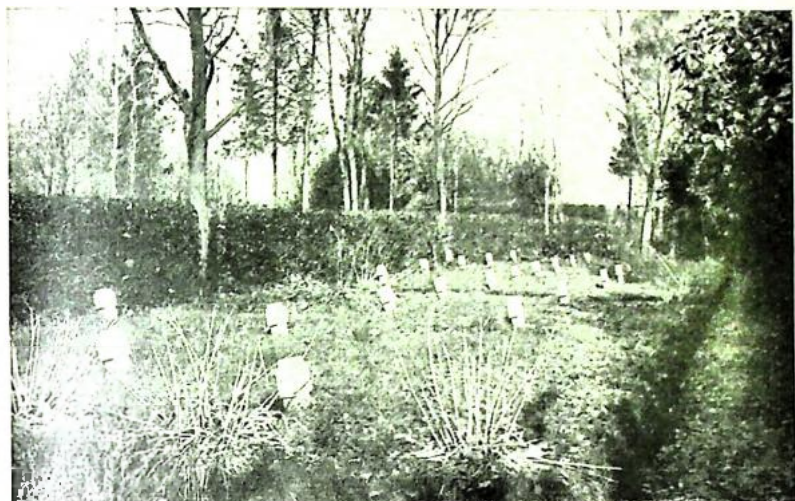
Geht man aber auf das Land hinaus, kommt man mit dem Litauer in Berührung, wie er uns noch allen in Erinnerung ist. Der noch einfache, von der Kultur des Westens unbeleckte Litauer, naturverbunden, religiös und seiner Kirche zugetan, verfügt noch über einen Schatz an Sagen und Gebräuchen aus alten Zeiten, ja, aus der heidnischen Zeit. Das sieht man nicht nur im täglichen Leben bei den Bauern, nicht nur an den großen Festtagen, das sieht man auch dort, wo die Toten ruhen, auf den Friedhöfen.

Überaus häufig sucht der Litauer für die Anlage des Friedhofes eine trockene Stelle, denn oft wird gesagt, in feuchtem Boden habe es der Tote nicht gut. So sind es, wo die Möglichkeiten vorhanden sind, kleine Hügel, sandige Böden, und im östlichen Litauen auch die höheren Ufer eines Sees oder Flusses. Sehr oft liegt der Friedhof auch in nächster Nähe des Dorfes, des Einzelhofes oder sogar im Bauernhof selbst; auch kommt es vor, daß die Gutsbesitzer auf ihrem Gutshofe begraben werden. Dies zeigt, daß der Litauer sich vor dem Toten nicht fürchtet, ausge-

nommen allerdings die Selbstmörder oder die an einer Seuche gestorbenen Menschen, die irgendwo im Walde, in einem Sumpfe oder in Gegenden bestattet wurden, die weitab von Gehöften und Wegen liegen. Dies waren die Pestfriedhöfe. Doch waren Friedhöfe in einem unweit eines Dorfes gelegenen Walde, insbesondere bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts, eine häufige Erscheinung, und im Jahre 1752 erwähnt die Synode in Zemaitien sowie die für Letten und Preußen (d. h. Protestanten) eingeführte Ordnung Bestattungen in Feldern und Wäldern. Es wurde also schon damals eine Trennung zwischen Protestanten und Katholiken beachtet.

Die meist viereckigen Friedhöfe sind von einem Graben oder einer Einfassung aus Feldsteinen umgeben, die später durch eine Mauer ersetzt werden kann. Meist sind sie mit Bäumen bewachsen, die häufig einen dichten Wald bilden, denn in alten Zeiten wagte es niemand, darin Ordnung zu schaffen. Nach alten Überzeugungen kommt jede Ordnung auf dem Friedhöfe einer Ruhestörung der Toten gleich. Daher darf man auf dem Friedhöfe keine Bäume schlagen, deren Zweige weder sammeln noch verbrennen, keine Pflanzen ausreißen und vernichten, Erdbeeren sammeln usw. Denn alles dieses gehört den Toten, die dann nachts keine Ruhe geben und alles zurückerstattet verlangen. Daher waren noch Ende des 19. Jahrhunderts die Friedhöfe voller abgebrochener Äste, und als einige Priester auf den Friedhöfen Ordnung schufen und sie von Ästen zu reinigen suchten, erregten sie nur den Unwillen der älteren Leute. Hier prallen die alten Überlieferungen mit den Anschauungen der Moderne aufeinander. Ein Kanon der katholischen Kirche verlangt, daß die Friedhöfe umzäunt und instand gehalten werden, die Überlieferung fordert, die Toten in ihrer heiligen Ruhe nicht zu stören!

Holzkreuze, häufig in künstlerischer Schnitzarbeit ausgeführt, kann man auf den Dorffriedhöfen sehen, die einen aufrecht stehend, die anderen geneigt oder am Boden liegend, wir brauchen uns nur die Bilder von Ciurlionis, dem großen litauischen Maler, zu vergegenwärtigen. Alles weitere gehört schon der Neuzeit an, die eisernen Kreuze hier und da und der Blumenschmuck, wie zum Beispiel in Freda, oder auch auf den Friedhöfen der protestantischen Gemeinden. Doch wandelt man auf



Deutscher Soldatenfriedhof aus dem ersten Weltkrieg in Wirballen im Frühling 1941

Friedhöfen einher, in denen die Inschriften erhalten geblieben sind, zieht an unseren Augen ein Stück Geschichte vorüber — die Namen längst erloschener Geschlechter, die Überlagerung der Sprachen im Laufe der Zeiten, das Auf und Ab der Nationalitätenbewegung, der Einfluß der Neuzeit, in der man sich bemüht, einen Friedhof zu pflegen, was wiederum, nach alter Anschauung, die Toten „belästigt“.

In Marva bei Kauen sah ich noch einen verlassenenen, ungepflegt-romantischen Friedhof mit deutschen Namen und Aufschriften. Solche wird es wohl noch mehr geben nach dem Abzug der Deutschen.

Der Friedhof in Freda — er steht noch jetzt vor meinen Augen; sicher ist er ungepflegt und das Grab meines Vaters mit Gras verwachsen. Niemand ist da, der es im Sommer mit Blumen bepflanzt und zum Winter mit Tannen bedeckt. Denn fort ist das Geschlecht, das den Botanikos Sodas begründete und damit ein Stück Kultur und die Liebe zur „Scientia amabilis“ nach Litauen gebracht hat.



Sommerliche Siestastimmung im Stadtpark von Alytus, der Hauptstadt der Dzukija

Schloß und Park gehören zusammen. Fürsten schufen sie zu ihrem Wohnsitz und zu ihrem Vergnügen. Das war im Zeitalter der Kaiser und Könige, die selbstherrlich über ihre Reiche und Länder geboten. Der Park war mit einem hohen Zaun umgeben und die Untertanen durften nur durch das Gitter einen Blick auf all die Pracht und Herrlichkeit tun. Das war in der sogenannten guten alten Zeit und dem modernen Menschen kommen gelinde Zweifel, ob es wirklich die gute alte Zeit gewesen sein kann. Heute sind die Zäune verschwunden. Der Park steht offen und das Volk kann darin lustwandeln wie einst die Fürstlichkeiten. Wir leben, wenigstens für einen Teil der Welt trifft es zu, in einem demokratischen Zeitalter, und wenn Litauen eine eigentliche Demokratie auch nur bis zum Jahre 1926 gewesen ist, so war es die darauffolgenden Jahre bis zum Verlust auch der äußeren Freiheit wenigstens eine Republik.

Der Park von Alytus stand jedem offen und Wasser, Blumen und Bäume in gefälliger Ordnung und von sachkundiger Hand gepflegt, entzückten das Auge. Banke luden zum Verweilen ein. Das Spiel des Wassers, der Duft der Rosen verlockten zum Träumen. Zum Träumen von einer Zeit, die frei ist von Furcht vor kleiner und großer Tyrannenherrschaft, frei von innerer und äußerem Hader und Zwist, einer Zeit des Friedens, begründet durch Vernunft, Sitte und Recht.

**WORAN WIR GERN
ZURÜCKDENKEN**

**Mykolas
Čiurlionis**

EIN LITAUISCHER MALER

Unter den Vertretern der modernen litauischen Malerei, die wir um die Jahrhundertwende beginnen lassen können, steht Mykolas Čiurlionis auf einsamer Höhe. Geboren 1875 als Sohn eines Organisten in Druskininkai wurde Čiurlionis als Knabe in die Privatkapelle des Fürsten Oginski in Plungė aufgenommen. Seine ungewöhnliche musikalische Begabung und sein liebenswerter Charakter veranlaßten den Fürsten, ihn auf die Konservatorien von Warschau und Leipzig zu schicken. Im Jahre 1901 finden wir ihn, aus Deutschland zurückgekehrt, in Warschau, wo er sich nach dem Tode seines Mazens von Musikstunden unterhält.

Um diese Zeit beginnt sein meteorgleicher Aufstieg als Maler und Zeichner. 1907 siedelt er nach Wilna über, zwei Jahre später nach Petersburg. Hier im Zentrum des russischen Kunstlebens erreicht sein Schaffen seinen Höhepunkt. Ganz plötzlich jedoch erfolgt ein jäher Absturz. Eine schwere Erkrankung überfällt ihn, und es beginnt eine Auflösung seiner Geisteskräfte. 36 Jahre alt stirbt er 1910 in einem Sanatorium.

Der litauische Staat hat diesem größten seiner toten Künstler in Kauen ein Ehrenmal errichtet: Es ist die Čiurlionis-Galerie, die seine Bilder enthält. Sie lassen sich nicht beschreiben und keine Reproduktion kann auch nur annähernd ihren Eindruck wiedergeben. Denn in ihnen wird die Wirklichkeit transparent, durchleuchtet von dem intuitiven Schauen eines großen Meisters, getragen von jenem inneren Rhythmus, der auch in den litauischen Volksliedern, den Dainos, schwingt.

Alles ist einbezogen in diesen Rhythmus des Lebens — die Sturmwohle, die auf ihrem Rücken winzige Schiffelein trägt, das dunkel ragende Kreuz, dessen Schaft eine unheimliche Macht in Gestalt einer Schlange umklammert, und die kleine weiße Blume auf dem Felde, die aufblüht, der Sonne sich freut und im Spätherbst dahinfriert.

Vielleicht vermag kein litauischer Künstler einen stärkeren Einblick in die Seelenhaltung seines Volkes zu geben als gerade Čiurlionis, denn in ihm hat man den lebendigsten Beweis dafür, bis zu welchem Höhepunkt sich die seelischen und künstlerischen Kräfte des litauischen Volkes in einer einzigen überragenden Persönlichkeit zu entwickeln vermochten.

Das ganze Leben dieses Künstlers war ein inneres Ringen um die großen Mysterien des Lebens. Er kannte die religiösen Schriften der

Inder, er hatte Nietzsche und Kant in sich aufgenommen und blieb trotz allem ein Christ — vor allem aber ein innerlich frommer Mensch. All' das ist wichtig für das Verständnis seiner Bilder. Denn was sich in ihnen offenbart, ist weit mehr als das, was wir mit dem landläufigen Schlagwort „Expressionismus“ zu erfassen vermögen. Gewiß, auch Ciurlionis ist Expressionist insofern, als er die äußeren Bilder des Lebens in seinen Schöpfungen zurückdrängt zugunsten der inneren, aber diese inneren Bilder, die seine Seele schaute wie der Seher der alten Zeiten — sie sind geboren aus tiefster künstlerischer Not einer Seele, die sich verzehrte in heißen Kämpfen um eine erhabene Anschauung der Welt, des Kosmos.

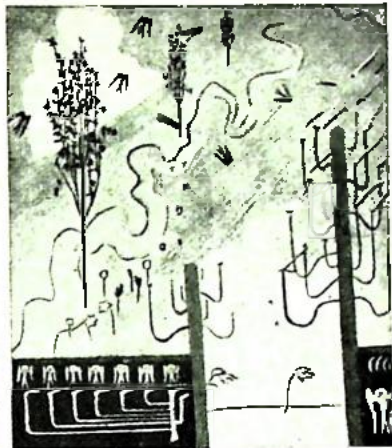
Vladaslav Ivanov, der verständnisvollste Beurteiler des Malers, stellt mit Recht die inspiratorischen und divinatorischen Fähigkeiten in den Vordergrund, das „zweite Gesicht“, das hinter den Dingen dieser Welt noch eine andere sehen läßt. „Die sinnlichen Objekte unserer Welt verallgemeinern in seinen Werken ihre Formen, sie werden durchsichtig. Die Materie selbst scheint hinüberzureichen in eine zweite Fläche der Schöpfung und läßt nur noch das rhythmische und geometrische Prinzip ihres Seins wahrnehmen. Der Raum scheint erfüllt zu sein von durchsichtigen Formen, die die wirklichen zwar nicht ausschließen, aber sich sozusagen von ihnen durchdringen lassen.“ Ivanov schließt mit den Worten: „Diese geometrische Durchsichtigkeit scheint ein Versuch zu sein, das Schauspiel eines inneren Schauens sichtbar zu machen, für dessen Ausdruck unsere dreidimensionale Raumvorstellung nicht mehr genügt.“

So haben die Gemälde von Ciurlionis nichts mit der Artistik eines landläufigen Expressionismus zu tun. Sie sind Werke einer jener seltenen künstlerischen Persönlichkeiten, die auch in großen Völkern in langen Menschenaltern nur einmal erstehen, Werke, wie sie nur sittlich hochstehende Menschen in dieser Reinheit und Vollendung zu schaffen vermögen.

Es erübrigen sich Bemerkungen zu einzelnen Bildern. Nur bei dem erschütternden Gemälde „Finale“ sei auf die Initialen des Künstlers hingewiesen, die den Beschauer aus der aufbäumenden Woge ansehen. Um aber Abschied zu nehmen von diesem großen Künstler mit dem Wissen um das heiße und reine Wollen, das ihn vorwärts trieb, seien zum Schlusse einige Absätze aus seinem Tagebuche wiedergegeben, in denen er die Wallfahrt zu Gott als Erfüllung und letztes Ziel in einem Gleichnis schildert:

... Wir irrten durch dunkle Wälder, wir gingen durch Täler und wüste Felder, und die Prozession war lang wie die Ewigkeit. Und als wir die Prozession hinführten an das Ufer des stillen Flusses, da verschwamm ihr Ende im Dunkel. Der Fluß — riefen wir, und die am nächsten waren, wiederholten: der Fluß, der Fluß!

Aber die, die auf dem Felde waren, riefen: Feld, Feld! Und die am Ende Gehenden sprachen: Im Walde sind wir, und seltsam, daß die an der Spitze Gehenden rufen: der Fluß, der Fluß! Wir sehen den



Zwei charakteristische Motive aus dem Schaffen des Malerkomponisten Mykolas Ciurlionis

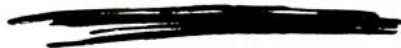
Links: Das Temperagemälde „Dachkreuze“, in dem der Künstler die ganze Herbheit der litauischen Landschaft und die stille Gottzuge wandtheit seiner Menschen eingefangen hat. Rechts: Gemalte Musik. Scherzo aus der „Sommer-sonate“

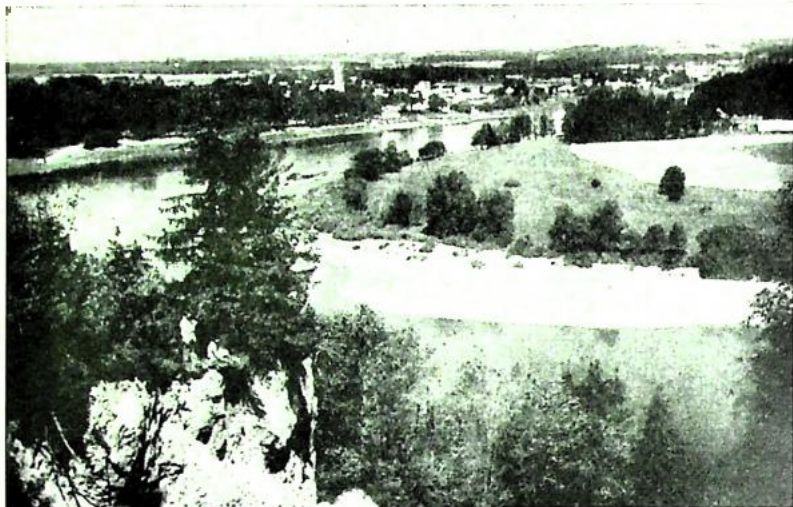
Wald, sagten sie. Und sie wußten nicht, daß sie am Ende der Pro zession schritten.

Und dann heißt es zum Schlusse:

... Wo ist der richtige Weg, Allmächtiger? Schon gehe ich weiter. Du offenbarst mir deine Wunder auf den rötlichen Gipfeln der Berge, auf den grau-grünlichen Feldern, die fantastisch sind wie die Schlösser von Königen.

Die dicht Folgenden haben klare Augen, aber die noch am Flusse oder auf dem Felde sind — wann werden die, Allmächtiger, zu deinen Wundern gelangen? — Mir ist leid um sie. Sie werden erst spät zu deinen Wundern gelangen, die du so reich ringsum verschwendest.





Die Memel bei Birstonas. Hier dreht sie wieder eine ihrer vielen romantischen Schleifen

In einer alten Sage wird von einem Manne, einem Riesen erzählt, der ungewöhnliche Kräfte besaß. Sie schwanden aber, wenn er keine Berührung mit der Erde hatte. Er mußte sich zu ihr neigen und sie mit den Fingerspitzen berühren, dann fühlte er die alte Kraft wiederkehren, die seinen Körper durchpulste. Geht es nicht auch dem Menschen so, der gezwungen ist, in der Großstadt zu leben, in Fabriken und Büros zu arbeiten? Er verliert seine Kraft, wird müde und abgespannt. Er muß hinaus aus dem Steinhaufen der Straßen und Häuser, er muß hinaus ins Freie, er muß dann und wann mit der Erde in Berührung treten, um wieder Kraft zu bekommen. Er muß einmal sehen, wie strahlend der Himmel sein kann, wie blau das Wasser, wie grün die Wiese ist. Einst, in der alten Heimat, da besaß jeder irgendeinen Verwandten auf dem Lande, den man besuchen konnte, oder man mietete sich eine „Datsche“ und zog für den ganzen Sommer mit Sack und Pack hinaus. Irgendwohin kam jeder, wo es keinen Lärm, keine Fabrikschornsteine gab, wo Pilze und Beeren in Fülle wuchsen und der Vögel Lied der einzige Laut war, der die Stille durchbrach. Dort, so scheint es mir jetzt, war der Strom von der Erde zum Menschen niemals unterbrochen. Nun müssen wir ihn mühsam suchen. Wir können ihn finden, wenn wir die Nähe der Menschen der Heimerde suchen. Dann durchpulst uns wieder die Kraft, die aus der (Heimat)erde kommt.

E. J.

Unsere Oma erzählt . . .

Wie unsere Berta noch e Marjell war, lernd sie bei'e Tante Beutel schneidern. Die Beutelsche konnt' was! Sie bestelld sich immer Modehefte aus Deutschland. In so e Modeheft war emal e Kuchenrezept abgedruckt, un dem Kuchen beschloß unsere Berta zu backen.

Ihr könnt euch ja denken: „Man nehme . . .“ Eier un Mehl, Hirschhornsalz un Safran, Milch un Rosinen un, was weiß ich noch alles, konnd sie nehmen, soviel sie wollt, bloß Margarine — wie im Rezept angeben — fehltd. Un was is überhaupt Margarine? Damals wußden wir das nich.

Hier sagt man auch auf Margarine Butter. Auf richtige Butter sagt man „gute“ Butter; hädde wir man das gewußt, so hädde wir ebend „gute“ Butter genommen! Oder so ging unsere Berta zu dem Turtchinsky ins delikate Geschäft — damals auf'em „Nikolajewskij Prospekt“, später hieß die Straß „Laisves Aleja“ — un hold sich e Fund Margarine. Un was die kosd! Mehr als „gute“ Butter; denn Zoll war drauf, un umsonst kam sie auch nich aus Eydtkuhnen nach Kowna.

Wir stipdden alle mit'em Finger in'e Margarine, leckden dran un machden: „Hmmm!“

Un unsere Berta backd nu dem „Königinkuchen“. Alle huckden um'em Tisch un gielden un lauerten, und wie der Kuchen — wir sagden „Tort“ — un wie die Tort fertig war, war das e klietschiger Plauzke geworden. Na was! Oberhitz un Mittelhitz, wie auf'em Rezept, hädde wir nich. Wie das Brotche aus'em Ofen gezogen wurd, kam die Tort rein un fertig!

*

Heit findst das kaum noch — hechstens in'e Bibel: Gerstenbrot! Auf Gerstenbrot sagden wir zu Haus „Ragaischis“. Das kommt musseht aus dem Litauschen. Auch „Pierak“ backden wir; das

war Weizenbrot. Un schnittsd sich über e ganzes Kuckel von'em Ragaischis oder dem Pierak e Scheib — möglichst dünn! — ab un beschmierst — möglichst dick! — mit frische landsche Butter, un wenn noch in'e Rimmel Wurscht reinbeißen konntsd, denn konntsd foorts auch die Zung runterschlucken! Die Kinder waren wie verrückt nach'em Kraitschik, nach'em Anschnitzel vons Kuckel — da war die Krust schön reesch. Un wenn e Frau in Umständ so e Kraitschik aufaß, denn — so glaubte man — kriegte sie e Sohnche.

Oberhaupt waren wir an kräftiges Essen gewohnt. Wenn schon rein gar nichts nich mehr im Haus war, denn haud die Mutter Schinkenspirgel in'e Fann, kloppd e Zehntling Eier rauf, un fertig war das Ambrot! Natürlich wurd bei uns auch Schokoladensupp gekocht; bloß sparden wir uns die Einlag aus geschlagenes Eiweiß und tranken die Supp als Kakau aus Töppchen, wenn emal e Fest war oder Geburtstag. Auch Pudding aus Kartoffelmehl kochden wir; bloß sparden wir uns dem Saft dazu un klebden mit so'nem Pudding die Tapeten an'ne Wänd!

Nich, daß wir verschwenderisch waren. Oder harte Arbeit will gute Kost! un, bei wahrhaftigens Gott!, gearbeitet haben wir hart! Im Sommer war die Sonn unsere Uhr: Wenn sie aufging, denn war, wie wenn der Weckert rasseln tat; un wenn sie unterging, war Feieramd. Un dazwischen rennd einem der Schwitz, von'ne Stirn, daß nur so dampfd! Un im Winter huckden wir auch nicht nur hinter'em Ofen.

Marmelad is e ganz schöne Sach, wenn vordem gekochtes Speck mit Kumst gegessen hast; bloß Kraft kriegsd von ihr nich; im Gegenteil, wenn ich auf nüchterem Magen Marmelad essen tu, wird mir immer ganz labeed un schwiemlich um'es Herz.

Heit, Kinderchens, wo wir alles kaufen müssen, kommen wir auch nur langsam zu was — dem ganze Verdienst essen wir auf! Früher stellden wir alles selbst her: Im Stall standen Sau un Ferkelchens, Kuh un Schaf; im Katuch huckden Huhn un Hahn, Ent un Gans! Auf'es Feld wachsden Gerst un Roggen, Kumstköpp un Krutschkes; un wir alle verstanden sich aufs Wirtschaften.

Kaufst hier Quark, denn is auch Quark! Bei uns machden wir Glums! Oder denn war auch was! — Saure Sahnel! Was hier kriegst, is ja man bloß dicke Milch. Schmant haben wir uns gemacht, oder denn war auch! Un so war es mit vieles andere.

Kaufst dir e Laken aus'em Magasin, is es in kurze Zeit mit dem spitz gewordene Pirzelknochen auch durchgeschurgelt. Wenn Mutter zu Haus Laken aus Flachs gewebt hat, denn erbd die Tochter noch als Aussteuer. Un wenn alles zerpliesert war, kam der Jud Mottke mit e Fuhr un tauscht die Kodder gegen schöne Fajanzsachen un so ein, un so hädde wir Teller un Tass', Kastroll un Schleef un was man so brauchd.

Ich will die Zustand hier nich kritikieren. Wer weiß schon, wie wir früher lebden? Wer kann sich in unsere Lag einfiehlen? Auch auf'e kleinste Klietsch, auf'em kleinste Bauerhof war jeder sein eigener Herr. Fragd einer, was wir zu Haus hädde, so hieß gleich: Fimfzehn Hektar? Einheitswert — fimftausend Reichsmark, umgerechnet in D-Mark sind das . . .

Seht ihr?, das is ärgerlich! Wir hädde keine Einheitswerte nich, wir hädde unser Auskommen! Un nich gleich so, daß wir unser Einkommen aufgegessen hädde, wie heit, sonder auch noch was iebbrig hädde un von Jahr zu Jahr, von Vater zu Sohn un zu Schwiegersohn immer noch was dazu taten!

Wenn schon einer gleich alles in Geld umrechent, denn leg doch dem Mensch auf'e Waag oder häng ihm an'em Besmer; so un soviel Pud, das Pud zu so un soviel Mark, un denn hast dem Wert von uns Menschen aus'em Osten!

Aber was plapper ich da! Unsere polaksche Nachbarin sagd immer: Psa glos nie idzie do nieba — die Stimm vons Hundche dringt nich bis zum Himmel.

Vileicht geht es uns wie dem Volk Israel: Die sehndn sich auch nach'e volle Töpp mit Fleisch in Agypten un burbelten über dies un das. Aber wenn amal so von'e Leber redst, denn wird foorts leichter auf'e Seel . . .

Bloß noch amal dorten leben, wollen gewiß nich mehr viele von uns. Es is auch so, daß man alles Schlechte un Unangenehme leicht vergißt un sich an das Scheene un so mehr dermahnt, es noch mehr verniedlicht. Dorten war unser Zuhause! Wolltsd Blaubeeren pflücken, wußd mindestens zehn Stellen, wo welche wachsdn; gingsd Pilzkes suchen, wußd, wo Rotköpp un Barawikes — na! die Steinpilz! — zu finden waren; wenn Vater e bißche mauern wollt, wußd er, wo Grand un Schwier lagen; brauchsd e Sieb, gingst zu Milchereits, un schon borgsd, was nötig hädtsd; un überhaupt: die Nachbarschaft! Heimat is ebend

nich nur e Stück Land; Heimat sind hundert kleine Sachen. Jede für sich is lächerlich, nur e Kleinigkeit; alle zusammen sind — Heimat. Un wie sehr diese kleinen Sachen unser Leben ausmachen, hat schon unser Heiland gesagt, wenn er spricht: „Die kleinen Fühse sind es, die dem Weinberg zerstören!“ Wer will mir veriebeln, wenn ich über diese Kleinigkeiten, die mein Zuhause waren, das Große — die Umsiedlung — vergessen tu? Mög der Heiland unsere Kinderchen ein neues Zuhause mit allem Drum un Dran geben!

„Festgestellt!“

*Wir schrieben 1940 und genossen
seit zwanzig Jahren tielen Frieden,
als fremde Truppen sich ins Land ergossen
und damit unser Schicksal mit entschieden.*

*Wir richteten gen Westen unsern Blick,
zur alten Heimat unsrer Ahnen.
Die Heimat rief uns heim, zu sich zurück,
sie rief — und alle, alle kamen.*

*Bei Tag und Nacht, fast ohne Ruh',
ohn' Ende rollten Trecks und Züge,
bewegte alles sich der Heimat zu,
das alte Leben kam aus dem Gefüge.*

*Doch leider fern blieb unser Ziel,
bald merkten wir, was uns hier blühte,
man spielt' mit uns ein schlechtes Spiel
und brachte uns in polnische Gebiete.*

*In Lagern lebten wir vereint,
Baracken hatte man für uns gezimmert,
oft schön mit Stacheldraht umzäunt,
wie hatte sich das Leben doch verschlimmert!*

*Doch plötzlich, ohne vorher es zu ahnen,
wir hörten schon im frühen Morgenrot:
„Freiwillige voran und eilet zu den Fahnen,
marsch, marsch, die Heimat ist in Not!“*

*Sie standen alle ihren Mann im Krieg,
und wer das Ringen überlebte, hatte Glück.
Ein Großteil starb den Heldentod — auch ohne Sieg,
so mancher kehrte nimmermehr zurück.*

*Und unser Gut, das in dem Gästeland geblieben,
hat Rußland an das Reich in Gold beglichen,
Das Reich hat uns den Wert auch gutgeschrieben,
doch ist's der Zahlung leider ausgewichen.*

*Schon fünfzehn Jahre mußten so verrinnen,
doch haben wir bisher noch nichts erzielt,
schwer ist es, eine Klage zu gewinnen,
wenn der Beklagte selbst den Richter spielt.*

*Und drängen wir mal bei dem Ausgleichsamt
auf das doch sehr berechnigte Entgelt,
erklärt man uns und ist entflammt:
Ja, leider, noch nicht festgestellt!*

*Doch wird dann 1980 einst geschrieben,
und wir im Grabe warten aufs Entgelt,
wird endlich dann vom Amt Bescheid beschieden:
„Nun ruhe sanft!“ Dich hab'n wir festgestellt.*

THEODOR KNAPPKE



Die landwirtschaftliche Akademie in Dotnuva, eine wichtige Institution im Agrarland Litauen

Vor meinem Fenster liegt ein reifes Weizenfeld. Es ist goldgelb. Es muß geschnitten werden. Jeden Morgen schaue ich als erstes zum Fenster hinaus und wende mich enttäuscht ab. Die Ernte hat noch nicht begonnen. Was denken sich die Leute? Es fehlt an Arbeitern. Oh, das ist schlimm! Es vergeht ein Tag und noch einer und dann ist eine ganze Woche dahin und das reife Weizenfeld wartet noch immer auf eine Goldmarie, die seinen Ruf hört: „Komm, nimm mich!“ Da sehe ich am Freitagnachmittag ein Ungetüm auf das Feld fahren. Ein Mann sitzt darauf und lenkt es, ein anderer macht sich im Innern zu schaffen. Ratternd fährt es umher, die Halme sinken, leeres Stroh fällt heraus, Korn rinnt in die Säcke. Es ist ein Mähdrescher, der dieses Wunder vollbringt. Ich sah mich nur um, ob nicht irgendwo auch Mahlsteine eingebaut sind, die den Weizen gleich zu Mehl verarbeiten und ob nicht auch ein Backofen dabei ist, der das fertige Brot liefert! In der landwirtschaftlichen Hochschule von Dotnuva, von wo aus die Landwirtschaft Litauens viel Impulse empfing, kannte man solche Maschinen noch nicht. Es wurde dort trotzdem eifrig geforscht und gelehrt und vielen alten Methoden der Garaus gemacht.

Vom Holzpflug bis zum Motorpflug, von der Sichel bis zum Mähdrescher — es ist ein weiter Weg. Der Mensch ist ihn gegangen, durch Enttäuschungen und Rückschläge hindurch und mit nie erlahmendem Mut.

E. J.

Laisvės alėja

DIE HAUPTSTRASSE VON KAUNEN

Laisvės alėja! Ein magisches Zauberwort für jeden ehemaligen „Provinzler“, dagegen ein realer Begriff für den „echten“ Kaunenser! Laisvės alėja — zu deutsch Freiheitsallee — das war die Hauptstraße der provisorischen Residenz von Litauen. In unserer alten Heimat dürfte es nur ganz wenige Leute gegeben haben, die noch nicht auf dieser schönen Prachtstraße gewandelt sind. Die Laisvės alėja durchzog majestätisch das Zentrum dieser sehr schön gelegenen Stadt und war sozusagen das Herz derselben. Am Tage herrschte auf allen Plätzen und Straßen reger Verkehr, doch auf der Laisvės war es immer „pfropfend“ voll. Ob früh oder spät, eine große Menge festlich gekleideter Fußgänger gab es immer. Nach einem ungeschriebenen Gesetz wagte es niemand, mit „prosten“ (einfachen) Kleidern diese Allee zu betreten!

Sonderbar, diese Straße wirkte auf Fremde und auch auf Eingeborene wie ein Magnet, der Eisen anzieht, oder ein Sonnenstrahl, der Schmelzterlinge anlockt! Man konnte regelmäßig jeden Tag die Allee abgehen, doch seltsamerweise fand man immer irgend etwas Neues zu sehen! Wie sah nun diese sagenhafte Wunderallee in Wirklichkeit aus? In der Mitte zog sich breit die eigentliche Allee dahin, an beiden Seiten und in kurzen Abständen wunderschöne Lindenbäume. Rechts und links liefen die Fahrbahnen und neben diesen die Gehsteige. Im Sommer strömten die Lindenblüten einen betäubenden Duft aus, und die große Zahl der schneeweißen Bänke lud zum bequemen Ausruhen ein. Die Häuser waren zwar keine amerikanischen Wolkenkratzer, doch immerhin drei bis vier Stock hoch und im bürgerlichen Stil der achtzig- bis neunziger Jahre erbaut. Die Bewohner der Allee waren nicht alle Millionäre und Monopolherren, doch auf jeden Fall „anständige“ Kapitalisten! Im Parterre gab es grundsätzlich nur Geschäfte, im ersten Stock Banken und Büros und in den folgenden erst Wohnungen.

Um nun das ganze Drum und Dran der Laisvės zu verstehen, wird hiermit der verehrte Leser höflichst gebeten, einige „Belehrungen“ anzuhören! Da waren zuerst einmal die Fußgänger. Ohne diese könnte man sich die Allee gar nicht vorstellen. Die Fußgänger wurden streng in vier Gruppen eingeteilt: 1. Alleebenutzer, 2. Allee-spaziergänger, 3. Allee-schleifer, 4. Allee-oberschleifer. Der Alleebenutzer war ein gewöhnlicher sterblicher Mensch, der unbewußt hin und wieder die Allee benutzte. Den Titel „Allee-spaziergänger“ erhielt derjenige, der regelmäßig mindestens zweimal wöchentlich die Allee abschritt. Um Allee-schleifer zu werden, mußte man diese Tour schon jeden Nach-

mittag machen. Der Rang „Oberalleeschleifer“ wurde nur in Sonderfällen von der Laisvés verliehen. Um einer zu werden, mußte man die Mindestforderung erfüllen: Einmal vor- und einmal nachmittags die Allee vom Vylaulas-Park bis zur Tolokutschka (berühmter Stadtmarkt) auf und ab spazieren. Wenn jemand hier meinen sollte, daß so ein Alleeoberschleifer eigentlich nur ein Bummler oder Nichtstuer gewesen sein könnte, so ist er auf dem Holzwege! Man konnte seinen Dienst oder seine Arbeit so einteilen, daß es eben ging und damit basta! Ob nun Angestellter, Beamter, General, Professor, Student oder schlichter Zivilist, eine große Zahl von ihnen besaß bereits den „Ehrentitel“ Oberalleeschleifer.

Als zweitwichtigste Einrichtung fungierte die „Konke“ (Pferdestraßenbahn). Wo gab es noch auf diesem weiten Erdenrund zu dieser Zeit eine ähnlich bequeme Einrichtung? Erbaut wurde diese von einer belgischen Firma, welche auch die Konzession zum Betrieb derselben besaß. Außerlich sah die Konke einer elektrischen Straßenbahn, Type 1870, sehr ähnlich. Doch beim eingehenden Betrachten merkte der Fachmann immerhin einige „Abweichungen“! Der Antrieb erfolgte durch einen wohlgenährten Gaul und bei Stoßzeiten sogar durch zwei. Der Wagenführer hatte mindestens zweimal soviel Verantwortung auf seinen Schultern zu tragen wie es heute bei der supermodernen Straßenbahn der Fall ist! Da war einmal die Leine richtig zu halten, die Glocke — in Größe einer mittleren Kapellenglocke — mußte kräftig bedient werden, die lange Peitsche geschickt geschwungen, die Bremse betätigt werden! Er mußte ständig das komplizierte Armaturenbrett im Auge haben und dazu noch die einzelnen Hebel bedienen! Und wo blieben noch seine Sorgen um den Hafersack und Wassereimer, die Reservehufeisen und Nägel für das Pferd und um den Vorrat für Keresin (Petroleum) und Kerzen für die vorschriftsmäßige Beleuchtung? Auf die Konstruktion des Armaturenbrettes kann hier wegen Raum mangels leider nicht näher eingegangen werden, denn der Laie braucht es nicht zu wissen und der Fachmann weiß es ohnehin!

Die Konke hatte zwar nur eine Linie, vom Rathaus bis zum Hauptbahnhof, doch der Fremde sah das wohl kaum! Die Wagen hatten vorne und hinten große Ziffern aufgemalt, und so entstand der Eindruck, daß es Liniennummern sind! An der Endstation bekam der brave Konkegaul viel Hafer und frisches Wasser zur Stärkung. Wagenführer und Schaffner machten inzwischen eine anständige „Vesperzeit“. Indessen nahmen die zukünftigen Fahrgäste ihre Plätze ein. Na, und wenn sich der Konkegaul und das Fahrpersonal gestärkt hatten, dann ging langsam und gemütlich die Fahrt wieder los. Es fiel keinem der Fahrgäste ein, etwa zu drängen oder größere Geschwindigkeiten zu verlangen. Alle saßen brav und still da und folgten den Weisungen des Personals. Auch im Mitführen von Gepäck war der Schaffner nicht kleinlich; hatte jemand einen oder auch manchmal zwei Sack Kartoffeln von der Tolokutschka (Stadtmarkt) nach Hause zu bringen, so war das ein Kinderspiel: Schaffner und Fahrgäste halfen willig beim Ein-



Die Laisvės alėja während des ersten Weltkrieges zur Zeit der deutschen Besatzung. Damals hieß sie „Kaiser-Wilhelm-Straße“.

laden der Kartoffelsäcke, und auch der Fahrpreis war für jeden erschwinglich! Doch änderte sich diese gute Stimmung sogleich, wenn so eine Schar lustiger Studenten das Gefährt bestieg. Sie begannen gleich an den Hebeln zu regulieren und mit der Glocke zu läuten, und nur die Polizei konnte die normale Lage wiederherstellen! Mit einigen „Perkunas“ (alter litauischer Gott) und „po šimts velniu“ (zu den hundert Teufeln) wurden die randalierenden Studenten zur Ordnung gebracht! Ganz schlimme Klatschtanten behaupten selbst noch heute, daß es in Kybarten eine Gruppe von Jünglingen gegeben haben soll, welche 6,30 Litas (Währung) für die Fahrt nach Kauen (93 km) geopfert haben, um wenigstens einmal mit der Konke fahren zu können! Ja, so sehen wir, wie die Konke selbst in der Provinz beliebt und in Kauen so nützlich war!

Die nächste Einrichtung war der „Iswoščitschik“ oder auch „Vėzikas“ (Droschkenkutscher) genannt. Sollten beim Leser Schwierigkeiten beim Lesen dieser Bezeichnung auftreten, so bitte die Zunge einmal um die eigene Achse zu drehen, dann geht es bestimmt! Die Droschken sahen ähnlich den üblichen auf dieser Welt aus, nur die Bereifung war von besonderer Art. Luftgefüllte Riesenreifen, die heute nur noch bei Lkw's von 25 Tonnen Nutzlast anzutreffen sind! Diese Dimensionen wurden extra gewählt, damit man auch die Schlaglöcher, in Alexoten (Vor-

stadt) bis zu 75 cm, nehmen konnte! Die Kutsche wurde von einem Pferd gezogen und vom Iswoschtschik gelenkt. Dieser war ein prächtiger Psychologe und tüchtiger Geschäftsmann. Stieg da so ein „billiger“ Provinzler in die Droschke, so setzte sich das gutdressierte Pferd sofort in Bewegung. Nach dem Fahrziel wurde nicht gefragt. Der Fahrgast kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Anscheinend hatte das Pferd Wahrsagerverstand! Nach etwa zehn Minuten Fahrt drehte sich der Droschkenkutscher zu seinem „Opfer“ um und musterte es mit Kennerblick. Nach einem kurzen „Verhör“ wußte er bereits alles. Erst dann ging es auf volle Fahrt. Bei „Bedarf“ wurden weitausholende Bogen gemacht, was sich später auf den Fahrpreis merklich „auswirkte“. Der arglose Provinzlerfahrgast merkte von dieser Iswoschtschiktaktik natürlich nichts und war sehr froh, endlich am Ziel zu sein! Wollte einmal so ein zahlungsunwilliger Passagier den geforderten Preis nicht zahlen, dann genügte schon ein Griff des Iswoschtschiks nach der Peitsche. Mit ein paar kräftigen „Matuschkis“ (weltberühmter russischer Kraftausdruck) wurde der Provinzler vollends fertig gemacht, und bis zum heutigen Tage ist es noch niemandem gelungen, einen Kauener Iswoschtschik zu prellen!

Weiter wäre einiges über den Strusch oder Sargas (Hauswächter) zu sagen. Den Strusch könnte man etwa mit dem deutschen Hausmeister vergleichen, doch grenzt diese Angelegenheit schon fast an Beleidigung! Während der Hausmeister in Deutschland gewissermaßen ein unmittelbarer Vorgesetzter aller Hausbewohner ist und dieses nach innen und außen repräsentiert, mußte bei uns ein Strusch stets tüchtig anpacken und arbeiten. Die weise Stadtverwaltung von Kauen hatte seinerzeit einstimmig beschlossen, die Reinigung der Stadt einfach dem Strusch zu übertragen. Das kostete die Verwaltung nichts, Steuerelder wurden gespart und die hohe Polizei konnte auch viel sicherer in dieser Sache vorgehen. Unter solchen Bedingungen war daher die Laisvés stets blitzsauber, umsonst hätte man ein weggeworfenes Streichholz oder einen Zigarrenstummel gesucht. Wehe dem Strusch, wenn der diensthabende Polizist einen „frischen Pferdeapfel“ auf der Allee liegen sah! Sofort wurde dieser durch die an jedem Haus angebrachte Alarmglocke herbeigerufen und alles war wieder gut! Laut polizeilicher Anordnung mußte die Laisvés im Sommer dreimal täglich gewaschen werden. Zu bestimmten Zeiten schloß ein jeder Strusch einen langen Schlauch an die Wasserleitung, und die Reinlichkeitsprozedur ging dann rasch vor sich. Der zischende Wasserstrahl wurde vom Strusch so geschickt geführt, daß auch kein Tröpflein auf die vorübergehenden eleganten Damen und Herren fiel. Das nennt man wirklich Geschicklichkeit bei dem großen Verkehr!

Ja, die Polizei! Auf der Laisvés machten grundsätzlich nur ausgesuchte Männer des III. Polizeireviers Dienst. In schönen mittelblauen mit rot verzierten Uniformen, weißen Handschuhen und besonderem Tschako sahen diese Ordnungshüter sehr chic aus. Am eindrucksvollsten war natürlich die Kopfbedeckung, mindestens 40 cm hoch, mit mächtigem Polizeistern und Staatswappen geschmückt, dazu noch



Das Gebäude des berühmt-berüchtigten Staatssicherheitsdienstes
Ecke Laisvės-aleja-Vytauto.

das rotleuchtende Oberteil. Kein Mann durfte kleiner als 1,80 m sein, und wenn man noch die Höhe des Tschakos dazu nimmt, so war bereits eine Rundfunkantenne in unmittelbarer Gefahr! Der Dienst der Polizei war eigentlich auf dieser Allee nicht allzu schwer, denn geriebene Gauner oder lichtscheues Gesindel gab es hier nicht. So blieb als Hauptaufgabe nur noch das Grüßen der Vorgesetzten und nebenbei das Alarmieren des Strusch übrig. Wenn der Herr Polizeichef Jan-kauskas durch die Laisvės ging, konnte er von dem vielen Grüßen und Abnehmen der Meldungen kaum seine Hand vom Mützenschirm nehmen.

Zusätzlich zur Konke verkehrten alle drei Minuten moderne Omnibusse. Zu diesen kein Wort, denn interessanter waren schon die Taxen und ihre Fahrer. Auch diese Fahrzeuge waren von neuester Bauart und stellten gewissermaßen die Konkurrenz des Isvoschtschik dar. Die Polizei hatte zwar in weiser Voraussicht beiden getrennte Parkplätze zugewiesen, doch Zusammenstöße waren trotzdem unvermeidbar. Die Unterlegenen waren stets die Kraftfahrer. So ein Duell wurde auf offener Straße ausgetragen. Als Waffen dienten Peitsche und Kurbel. Da aber die Peitsche viel länger als die Kurbel war, dauerte der Kampf nicht lange. Ehe die Ordnungshüter zur Kampfstätte kamen, war der Zweikampf schon zu Ende, und vollkommen umsonst suchte man den Schuldigen. Dieser war vom Erdboden einfach verschwunden! Mit diesen Ausführungen sind nun die „Belehrungen“ abgeschlossen. Nun begeben wir uns endlich zu einem gemütlichen Spaziergang durch die Laisvės. Wir stellen uns am romantischen Vytautas-Park auf und beginnen langsam zu wandern. Zu Anfang stehen moderne Häuser, doch kaum sind wir fünfzehn Meter gegangen, da sehen wir ein mit

Spiegeln und Gucklöchern verziertes und stark vergittertes großes Gebäude. Es ist die Gesandtschaft unserer bolschewistischen Freunde. Auffallende Gestalten gehen auf und ab, und man weiß nie recht welcher „Partei“ diese angehören. Spitzel bespitzeln die Spitzel und das ergibt eine große Spitzelei! Da das Gebäude rückwärts an den Park grenzt, sind die Grünanlagen von „Interessenten“ zum Bakuer Asphalt zusammengestampft. Doch lassen wir die hohe Politik weg und erhöhen wir dafür unser Tempo auf das Zweifache, um von dieser unheimlichen Stelle wegzukommen!

Wir überschreiten den Vylauto-Prospekt und sehen das bekannte Markenschild der Bayrischen Motorenwerke. Rechts steht ein Prachtbau aus schwarzem und weißem Marmor. Mit Schrecken stellen wir jedoch fest, daß das der Sitz der Litauischen Staatssicherheitspolizei ist. Mancher brave Landsmann von uns wurde dort in den Kellern für einige Zeit „aufbewahrt“. Zu der Zeit herrschte im Lande die Tautininku sąjunga (Nationalisten-Union). Nach ihrer Auffassung war jeder ein „Priesvalstybinis gaivalas“ (staatsgefährdendes Element), der nicht zu dieser Partei gehörte. Das litauische Volk allerdings in der großen Mehrzahl war entgegengesetzter Meinung, und das Verhältnis zu den Volksdeutschen war gut und herzlich. Auch an diesem Hause erhöhen wir unser Tempo, damit wir nicht am Ende noch „areschiert“ (arretiert) werden! Nun kommen wir an dem Hygienischen Museum vorbei, worin man manches Interessante sehen und bestaunen kann. Rotes-Kreuz-Entbindungsheim mit großer Apotheke folgen, und dann stehen wir vor dem berühmten Mineralbad des Dr. med. Venckunas. Das Wasser wurde mit Spezialwagen aus der Schanzer Mineralquelle am Chaladilnik (Kühlanlage der ehemaligen Festung) herangeschafft. Es wurde mit verschiedenen Zutaten vermischt und auf hohe Temperaturen gebracht. Ein solches Bad kostete allerdings etwas mehr als in der normalen Pirtis (Badeanstalt). Wenn so eine mollige Poniuė (Dame der Gesellschaft) nach dem Bad auf die Waage stieg, waren bestimmt einige Pfund Speckchen weg! Doch auch höherstehende und verantwortungsvolle Ponai (Herren) ließen so ein Wunderbad über sich ergehen. In der Nachbarschaft hantierte mit Schwärze und Presse Landsmann Klemm. Er besaß da eine Druckerei.

Die Nebenstraßen der Allee hießen: Gedimino, Micevičiaus, Daukanto, Majronio, Kanto (nach dem Philosophen Kant), Ožeškienės, Prezidento und Savanoriu. Jetzt kommen wir wohl zu dem mölligen Bauwerk der Stadt, dem Sobor (Dom). Erbaut von den Russen in der 123jährigen Besatzungszeit, sollte dieser für alle Zeiten die Macht der Besatzer demonstrieren. Nachdem Litauen die Unabhängigkeit wiedererlangte, versuchte man diese Kirche zu katholisieren. Der Andreasbalken am Kreuz wurde einfach abgesägt und der Altar bekam „litauische“ Engel. Statt der weißen Flügel erhielten diese solche in den Nationalfarben gelb, grün und rot! Sonst blieb alles beim alten. Der Sobor diente dann als Garnisonkirche. Links neben diesem befand sich die Stadtkommandantur mit Oberst Saladzius als Chef und Landsmann Hauptmann Kaufmann als Platzadjutanten. Rechts das III. Polizei-



Die deutsche Buchhandlung, ein Kulturfaktor ersten Ranges in der zeitweiligen Hauptstadt.

revier mit berittener und motorisierter Bereitschaftspolizei. Hier brauchen wir unser Marschtempo nicht mehr zu beschleunigen, denn hier werden grundsätzlich nur Seffkis (Säufer) oder Zulkis (Verbrecher) eingekellert. Und jetzt reißt sich Geschäft an Geschäft. Ob es nun der „Norddeutsche Lloyd, Hamburg-Amerika-Linie, Baltischer Lloyd, Siemens, AEG, Deutsch-litauische Handelsgesellschaft, Autohaus Erhard Sommer, Elfo oder Kommerzbank“ war, überall hörte man deutsch schnaltern, und die feschen deutschen Mädchen und gestriegelten jungen Männer bedienten freundlich und fink in drei bis fünf Sprachen auch den heikelsten Kunden! Die größten Schaufenster des Landes hatte die Firma „Philips“. Spaßvögel behaupteten, daß nur noch ein Pilwischker Scheinentor um einige Zentimeter größer gewesen sein soll! Landsmann Kumfert zauberte in diesen Fenstern die schönsten Dekorationen hervor, die von den Passanten gebührend begutachtet wurden. Die angesehene Firma Trinkowski und Arris war nicht nur als Geschäftsbetrieb im ganzen Land bekannt, sondern Landsmann Arris hat auch einige sehr interessante Reisebücher über Asien geschrieben. Der Universität Vytautas des Großen schenkte er eine große und wertvolle Schmetterlingsammlung.

Und wieder gehen wir weiter. O diese Kinos! Romuva, Oase, Pallas, Rekord, Forum, Metropolitan, eines schöner als das andere. Zu gleicher Zeit konnte man Filme der verschiedensten Richtungen und Ideo-

logien sehen. Wo gab es sonst so etwas auf dem Erdenrund? Jeder konnte nach Geschmack das Seine finden! Das Café unserer Landsleute Konrad, war stadtbekannt und berühmt. Konditormeister Heinemann war dort der große Zauberer. Zu jeder Tageszeit hatte er immer etwas besonders Leckeres bereit. Kein Wunder, daß das Lokal immer gesteckt voll war. Politiker, Künstler, Revolutionäre, Kapitalisten und Weltverbesserer gaben sich dort ein Stelldichein. Nirgends schmeckte der Kaffee so gut mit Schmant (Sahne), und die Piroshkinas (Tortenschnitte) zerflossen einem auf der Zunge! Unser Meister Heinemann verstand sogar litauische Patrioten an sich zu ziehen, indem er an besonderen Feiertagen aus Schokolade und Marzipan das Kriegsmuseum, die Burg des Fürsten Gediminas und auch Büsten der Politiker schuf! Mit einem Wort, das Café Konrad auf der Laisvés konnte nur noch von dem Café Sacher in Wien übertroffen werden!

Die schönsten Rosen, Tulpen, Nelken und andere Blumen hatte das große Blumengeschäft Ziegler zu jeder Jahreszeit bereit. Frau Ziegler hatte für jeden ein freundliches Wort übrig. Es wäre ungerocht, wenn wir nicht auch die Deutsche Buchhandlung erwähnen würden. Das deutsche Buch stand im Kurs immer an erster Stelle, ob man dieses nun wahrhaben wollte oder auch nicht. Ob Gelehrter, Offizier oder Student, man griff sehr gerne nach dem deutschen Buch, um sein Wissen zu erweitern und zu vervollständigen. Und es ist eine Ironie des Schicksals, daß gerade die Deutsche Buchhandlung zum Schauplatz der damaligen Tagespolitik wurde. Haufen chauvinistischer Studenten rotteten sich dort zusammen und zertrümmerten einmal sogar die Schaufenster. Vergessen waren die edlen Schenkungen der Besitzer an die Universität!

Beim Vorbeigehen hört man aus dem Restaurant Versailles schmissige Weisen. Ob nun Wiener Walzer, Spanische Tarantella oder auch Mozart und Beethoven — die Gebrüder Hofmekler schafften alles kinderleicht. Ein Bruder war sogar Staatsoperndirigent! Schlagersänger Dulski sang jeden schwierigsten Refrain spielend! Nun sind wir am Hauptpostamt angelangt. Ein prächtiges Gebäude, sehr modern und praktisch eingerichtet. Bei der Einweihung wurde auch eine Riesenmarmortafel enthüllt; mit dieser hatte aber die Postverwaltung ein besonderes Pech. Auf dieser standen der Reihe nach angefangen, die Namen von Staatspräsidenten, Ministern bis hin zum Postdirektor, schön eingemeißelt. Kaum war aber von den Herren einer gestürzt, schon stand am andern Morgen ein verdecktes Gerüst und der Steinmetz löschte den Namen des Sünders für alle Zeiten! Die Spaziergänger aber hatten wieder reichlich Stoff für Witze und Humor!

Wir sind nun am Ende der Laisvés angelangt und stehen vor dem berühmten Stadtmarkt, der Tolkutschka. Ein großes Viereck, ringsum umsäumt von winzigen Läden. Was sich nur ein Menschenherz denken kann, konnte man hier für den halben Preis kaufen! Gemüse, Kartoffeln, Huhn, Fisch, Fleisch, funkelnagelneue Soldatensiefel, Samoware (Teemaschinen), Bettfedern oder auch einen rich-



Das Kauener Hauptpostamt, von dem unser Bericht so anekdotisch berichtet.

tigen Revolver! Doch unsere Zeit drängt, und über diesen Markt müßte man eigens zwei dicke Bände schreiben! Schweren Herzens machen wir kehrt und kommen gleich zum Stadtpark. Unter alten Bäumen ruhen wir uns etwas aus. Im rückwärtigen Teil des Parkes steht das Staatstheater. Es muß irgendeine Probe sein, denn da gehen doch bekannte Gesichter an uns vorüber: Kipras Petrauskas (Erster Heldentenor der Staatsoper), Sodeika, Ivanauskas, Dievaitytė, Jonuskailė. Von außen sieht das Theater sehr bescheiden aus, doch innen ist es um so schöner und gemütlicher. Jetzt müssen wir uns doch etwas stärken und kehren deshalb bei Pieno centras (Milch-Zentrum-Genossenschaft) ein. Ein wunderschönes schneeweißes Hochhaus mit schwarzem Marmor verziert. Im Hof ein großer Platz, auf dem kleine Pavillons stehen, in der Mitte stehen die Tische im Freien für die Sonnenliebhaber. Viel Blumen und Ziersträucher. Wir bestellen ohne zu zögern gleich kalten Bartsch (rote Rüben) mit Sahne, Eiern und Gurken; dazu frische Kartoffeln. Für die große Portion zahlt man 50 cent (20 Reichspfennig). Zum Schluß drauf einen Pieno sampanas (Milchchampagner) für 20 cent (8 Pfennig)! Und o Wunder! Selbst nach Genuß von drei Flaschen, geht ein Scharzer Jüngling mit seiner Alexoter Braut noch immer nach der Wasserwaage! Die braven Franzosen in der Champagne plagen sich mühselig, um ihren Champagner aus Trauben und mit gewissen Prozeduren herzustellen und auf der Laisvés macht man diesen einfach aus Molke!

Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen, Schaufenster und Allee erstrahlen in hellstem Licht. Die Massen der Fußgänger werden immer dichter. Kein Wunder, gab es doch allein in Kaun über 3000 Studenten, dazu große Scharen von Schülern der Gymnasien und vieler anderer höherer Schulen. Alle trugen bunte Mützen mit Gold- oder Silberstickerei. Ja, und nicht zuletzt das hohe Militär! O diese feshen Husaren, Ulanen, Dragoner, Flieger in ihren farbenprächtigen Uniformen! Ganz zum Schluß figurierten die Baklaschkas (Feldflasche — hier jedoch die Infanteristen gemeint) in ihrem bescheidenen Ehrenkleid. Sobald ein junges Mädchenherz so einen Husarenleutnant erblickte, fing ihr Herzchen wie Butter in der Sonne zu schmelzen an! Wir sehen an uns die volkstümlichen Generale vorübergehen: General Zukauskas — Erster litauischer Oberbefehlshaber des Heeres, General Nagevičius, Bulota, Galvydis-Bikauskas, Radus-Zenkavičius und andere. Auch die Scala unserer volksdeutschen Soldaten reicht — genau genommen — vom Rekruten bis zum General!

Auch unsere Landsleute kommen jetzt in hellen Scharen von der Arbeit. Da holt der Paul sein Lieschen, der Alexander sein Marielchen und dort wartet Irmachen auf ihren Otto. Die drei deutschen Kinderwagen — abgekürzt DKW — drehen ihre ersten Ehrenrunden. Alle drei Pkw. fahren nur immer geschlossen und demonstrieren so die Deutsche Einigkeit! In der Ferne sehen wir die „schöne Helena“ aus Karmeliten kommen. Eine große Zahl von Herren drehen die Hälse in Blickrichtung und werden so zu einem „Gewinde“! Dasselbe geschieht, wenn Landsmännin „hübsche Genoveva“ aus Schanzen erscheint. Aus reiner Neugierde gehen wir in das vornehme Lokal „Kunigaikščių baras“ (Fürsten-Bar). Wir trauen unsere Augen nicht! Sitzt doch an einem Tisch eine Runde unserer Landsleute. Da ist Ewald — Buchhalter und Seelenverkäufer (Reisebüro, und hat auch mit Auswanderern zu tun), Leo — Textilkaufmann und Erster Steuermann des Deutschen Rudervereins, Siegismund — Zolldeklarant, und Eugen ist Autokaufmann und Optiker zugleich. Gewiß, diese braven Männer treiben nichts Schlechtes, sie „probieren“ heute nur die neue Biersorte „Pale Ale“ aus und essen dazu die Käsesorte Marke „Lindner“. Doch immerhin müssen wir mit unseren „Babkas“ (Kosennamen nur für Ehefrauen) etwas vorsichtiger sein! Deshalb sind die Familiennamen hier weggelassen und die Vornamen sind auch nicht der Reihe nach geschrieben! Die „edle“ Flüssigkeit läuft geradezu wie bestes sardinisches Olivenöl die Kehle herunter! Leise schließen wir die Tür, um ja nicht zu stören, und gehen wieder auf unsere Allee zurück.

Ein Menschaufmarsch zieht uns nun an. Eine Davadka (besonders fromme und züchtige Jungfer) hält in der einen Hand eine Tüte. Aus einer kleinen Öffnung läßt sie feinsten Sand auf den Bürgersteig laufen und führt mit der anderen geschickt die Tüte. Es entstehen so schöne Ornamente und weise Sprüche. Wir werfen noch einen Blick auf das kleine Kirchlein der Salezianer in einem Hof. In den ver-



Das Kauener Staatstheater. Die Einfriedung im Vordergrund bezeichnet die Stelle, an der Leutnant Gudynas ums Leben kam, als gegen den damaligen Ministerpräsidenten Voldemaras ein Attentat verübt wurde.

schiedenen Lokalen finden überall noch Trinkproben statt. Ob es nun der Krupnikas (eine Art Bärenfang von reinem Honig, 96 % Alkohol und bestimmten Essenzen) oder die Biersorten von Goldberg, Wolf-Engelmann und Gubernija sind, deutsche Braumeister sind hier beteiligt. Die gewöhnlichen Kehlen begnügen sich mit der Valstybinė degtinė (Staatsmonopolschnaps) zur freien Auswahl von 38—96 %.

Wenn hier jemand meinen sollte, daß die Durchbrechung der Schallmauergeschwindigkeit erst am Schluß des letzten Krieges möglich war, so ist man auf dem Holzwege! Auf der Laisvés hat man schon Ende der zwanziger Jahre diesbezügliche „Probefahrten“ mit Erfolg angestellt. Zuerst fingen Fliegeroffiziere mit ihren schweren Motorrädern ihre „Runden“ an zu drehen. Daran nahmen auch zwei Landsleute regen Anteil. Der eine war der „forsche Julius“ auf BMW und der andere unter dem Namen „verrückter Oswald“ auf Harley-Davidson, stadtbekannt. Die Polizei war einfach machtlos, denn bei dieser Überschallgeschwindigkeit hörte das menschliche Polizeiohr das Geknatter des „verstärkten“ Auspuffes erst viel später. Die todesmutigen Spezialisten waren indessen in weite Fernen entwichen! Zurück blieben nur die blauen Dunstschwaden und meterlangen Feuerzungen, welche sich noch längere Zeit in der Laisvésluft hielten!

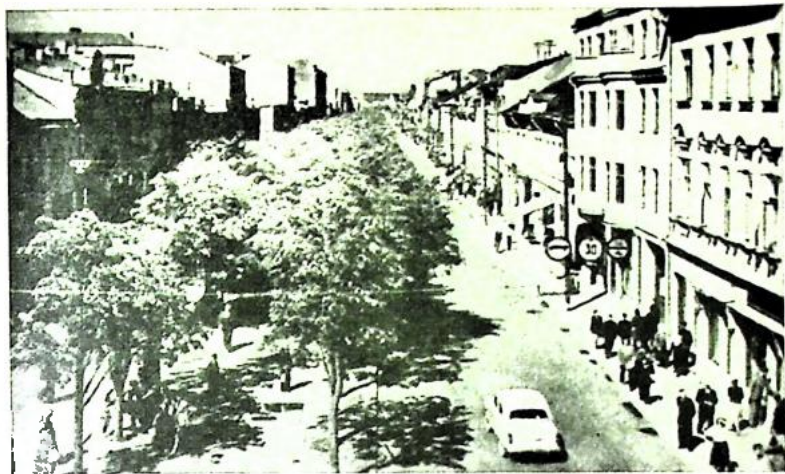
Da, auf einmal hören wir zackigen Pfeifenklang und Trommelwirbel!
Eine Kompanie Soldaten der Militärpolizeischule marschiert und singt:

„Juodbėria! galvas aukštyn,
vilko marša drožkit kojom!
Schwarzbraune (Pferde) die Köpfe hoch,
stampft den Marsch des Eisernen Werwolfs!“

Die Soldaten werden von unserem Landsmann Hauptmann Berent angeführt! Viele Alleezügler klatschen Beifall. In der Ferne erscheint jetzt ein einzelner Reiter auf einem prächtigen braunen Pferd. Es ist Oberreitlehrer Pivoras vom Husarenregiment, vielen ein alter Bekannter. Doch unser Magen knurrt schon wieder und wir gehen zu dem beweglichen Wurststand. Für 25 Cent (10 Pf) bekommen wir zwei große Würste, eine Semmel und Senf auf einem Papierteller serviert. Auf einer Bank wird Platz genommen und gespeist. Ein Zeitungsträger kommt angerannt und bietet das Blatt „Dešimts centu“ (zehn Cent) an. Dieses gehört zwar zu den Revolverblättern, doch wird es auch von „Höherstehenden“ gerne gelesen. Diese Neuigkeiten kommen ins Regierungsorgan „Lietuvos aidas“ (Litauisches Echo) erst in etwa zwei Wochen oder manchmal auch gar nicht! Bekannte Persönlichkeiten gehen an uns vorüber: Philosoph Prof. Dr. Herbačiauskas, Kanonikus Dr. Tomas-Vaizgantas, Prof. Dr. Römer, Prof. Dr. Jungfer. Als der ehemalige Staatspräsident Kazys Grinius noch im Amte war, ging auch er oft zu Fuß auf der Allee spazieren. Wir sehen den bekannten Komiker des litauischen Rundfunks Pupu dėdė (Bohnenonkel) und den Humoreskendichter Pivoša. Im Saal der Šauliu sąjunga (Schützenverband) ist Tanzabend und die Musik schmettert den Suktinis (Drehtanz) und den Klumpakojis (Holzpantinentanz). Wir werfen noch einen Blick auf unsere Laisvės und gehen in Gedanken verloren durch die Gedimino-Straße nach Hause.

So lebten die Menschen in Frieden dahin und gingen ihrer gewohnten Beschäftigung nach. Die Laisvės war gewissermaßen das Barometer des jungen unabhängigen Staates. Gab es ein Staatsbegräbnis, so wurde der Trauerzug unbedingt durch die Laisvės geleitet. Bei Treffen der Sportler, Pfadfinder, Feuerwehr usw. marschierten die Teilnehmer natürlich stets durch diese Straße. Die paradierenden Truppen nahmen stets ihren Weg durch die Laisvės. Es war stets ein wunderschönes Schauspiel: Voran der Stolz des litauischen Volkes, die Reiterregimenter, die Kriegsschule, die Infanterie und die anderen Einheiten. Die Laisvės war dann mit Blumen übersät, die die litauischen Mädchen in den Nationaltrachten ihren Soldaten überreichten.

Zwei Ereignisse veränderten unsere Laisvės gründlich. An einem warmen Sommertage des Jahres 1930 wurde die sagenhafte Konke von einer großen Zahl junger Männer angehalten. Durch Handbewegungen wurden die erschreckten Fahrgäste aufgefordert, sofort das Gefährt zu verlassen. Der Konkegaul wurde ausgespannt und



Die Laisvės aleja heute. Sie heißt jetzt selbstverständlich „Stalinoprospektas“!

Wagenführer und Schaffner aus dem Wagen gestoßen! Anschließend gab der Führer dieser Schaika (Haufen) das Kommando „Hau ruck!“ Im Nu lag die arme Konke auf dem Asphalt, die Fenster zertrümmert, die Inneneinrichtung demoliert, das Öl verschüttet und der Peitschenstock in vier Teile zerbrochen! In Sekunden war die ganze Schaika verschwunden! Die berittene Polizei kam angesprengt und begann gleich mit den Verhören. Doch kein Mensch wußte etwas Genaues zu sagen, man zeigte stumm zum Badestrand von Karmeliten. Sogleich setzten sich die tapferen Reiter in Trab und kamen bis zur Memel. Außer einigen Nackschlingen fand man keine andere Spur. Das Volk sagte, es waren Studenten, die Regierungstreuen waren fest davon überzeugt, daß es westliche Saboteure gewesen sind! Bei dieser großen Schande zog die Stadtverwaltung die Konsequenzen: Der Vertrag mit dem Unternehmer wurde gekündigt, die Konke wurde kurzerhand verschrottet. Alle Menschen trauerten noch lange dieser nützlichen Einrichtung nach.

Zehn Jahre nach diesem großen Ereignis ereignete sich ein weiteres. Am 15. Juni 1940 befreite die Rote Armee als erstes in Litauen die Laisvės von ihrer Freiheit. Mit Wintowkes (Gewehre), Pulimioten (Maschinengewehren) und einer Riesenzahl von Panzerwagen besiegten sie das kleine litauische Volk. Es war ein richtiges Begräbnis, kein Mensch jubelte, noch hieß diese Helden willkommen. Erst nach einiger Zeit brachten einige einheimische Balwanes (Hampelmänner), angetrieben von sowjetischen Politruks, die Schilder mit der neuen Bezeichnung „Stalin-Allee“ an. Es war ein Hohn auf das ganze litauische Volk. Die beste Bezeichnung wäre „Bärte- und Gips-

köpfe-Allee" gewesen! Denn die Waren aus den Schaufenstern verschwanden sowieso recht bald, ihre Plätze nahmen Gipsfiguren ein, die unbekannte bärtige Männer darstellten. An den Enden der Allee entstanden politische Potemkin-Reklametürme im Barockstil (nicht Barock!). Eine Laisvés aleja bestand nicht mehr!

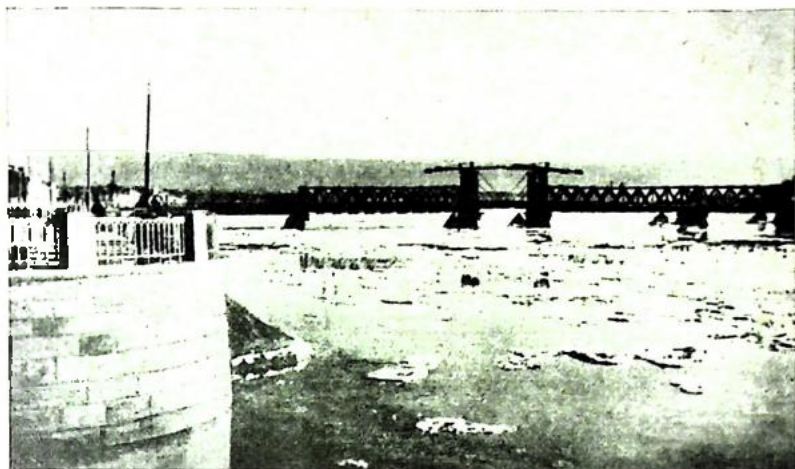
Aus den hoffnungsvollen jungen Männern, die damals beim fröhlichen Umtrunk in der Fürsten-Bar saßen, sind reife ehrwürdige Herren geworden. Alle haben bereits Silber am Haupt, Gold im Munde und Biei in den Knien! Mancher besitzt schon sogar ein feinpolicirtes Glätzle (kein Fremdwort, sondern echt schwäbisch!) auf seinem Haupt. Die feschen deutschen Mädchen von damals sind brave Ehefrauen geworden, haben ganze Scharen von Kindern und hantieren fleißig in Haus und Küche! Die ehemaligen Alleebenutzer, -spaziergänger, -schleifer und -oberschleifer in Litauen und in der Ferne warten auf den Tag, an dem die fremden Straßenschilder dieser Allee auf den Schutthaufen geworfen werden! Daran wird felsenfest geglaubt, auch wenn man noch etwas warten sollte! Unrecht gedeihet nicht!

Rezept für eine echt-russische „PAS-CHA“ Eine leckere Osterspise
Zutaten: 2 Kilo trockener Weißkäse, 1 Glas saure Sahne (frisch), 6 bis 8 Eier, 250 Gramm Butter, 250 Gramm Rosinen, 125 Gramm gehackte süße Mandeln und 1 Kilo Zucker.

Aus dem Weißkäse preßt man alle Flüssigkeit und tut ihn 24 Stunden zum Abtropfen in ein Tuch. Natürlich hängt man das ganze zum Abtropfen auf. In einer großen Schüssel werden Butter, Zucker und die ganzen rohen Eier gut verrührt. Man passiert den trockenen Quark durch ein Sieb, gibt ihn sowie die saure Sahne dazu und verrührt alles kräftig. Wer einen Mixer im Hause hat, um so besser. Zum Schluß mischt man die feingehackten Mandeln und die gut gewaschenen Rosinen darunter und läßt das Ganze am Rande des Herdes heiß werden, aber keinesfalls kochen. Für unsere Verhältnisse ist Wasserbad empfehlenswert.

In Rußland und bei unseren russischen Nachbarn in Litauen füllt man nun die Masse in eine pyramidenartige Holzform, in deren Seitenflächen das russisch-griechische Kreuz eingeschnitten ist und die Löcher zum Abtropfen der Flüssigkeit besitzt. Wir können uns behelfen, indem wir einen großen glasierten Blumentopf mit einem Mulltuch auslegen. Die Masse wird hineingefüllt, die Enden des Tuches werden übereinandergeschlagen, ein Teller wird daraufgelegt und mit einem Stein beschwert. Die Spise steht jetzt 24 Stunden ganz kalt, am besten auf Eis, wobei die Flüssigkeit am Boden des Blumentopfes abtrocknen muß. Man stellt den Blumentopf am besten in ein entsprechend großes Schüsselchen und legt unter ihn ein paar Klötzchen, damit die Flüssigkeit aus dem Blumentopfloch gut abfließen kann. Am nächsten Tage wird die Pas-cha vorsichtig gestürzt.

Zum Essen schneidet man von oben flache Scheiben ab. Wer diese auf Weißbrot legt, trinkt dazu am besten starken Tee. Es ist eine köstliche Spise, und nur schade, daß man davon nicht viel essen kann, denn sie ist nicht nur köstlich, sondern auch sättigend!



Die Aleksotaer Brücke in Kaunas, während des Ersten Weltkrieges von Deutschen erbaut

Auf einer Brücke zu stehen und auf das Wasser hinunterzuschauen, ist immer ein schönes Gefühl. Von weit her kommt der Strom und in die Weite fließt er. Litauens zeitweilige Hauptstadt war Kaunas und sie lag an einem Strom. Nemunas nannten ihn die Litauer, Njemen sagten die Russen und wir Deutschen sprachen von der Memel. Für die Russen und Deutschen war er ein Fluß unter vielen anderen, die durch ihre Länder flossen, für Litauen war es der Fluß, der Strom, die Wasserstraße. In Dichtung und Lied wurde er gepriesen, in Wirtschaft und Verkehr spielte er eine große Rolle. Sein Quellgebiet lag in Weißrußland und neunhundert Kilometer legte er zurück, bis er sich ins Kurische Haff ergoß. Unterschiedlich waren die Länder, durch die er zog, verschieden die Dörfer und Städte, die sich in seinem Wasser spiegelten.

So abwechslungsreich es auch auf seinem langen Lauf herging, eins blieb überall dasselbe. Im Winter wurde er starr und stumm, die Memel froh überall zu. Eine dicke Eisdecke lud zu Schlittschublauf und Schlittenfahrten ein. Aber dann, wenn wieder Leben ins Wasser kam, dann mußte man auf die Brücke gehen und dem Eisgang zusehen. Unvergessen bleibt der Anblick von der Aleksotaer Brücke auf den sich befreienden Strom. Wie die Eisschollen sich drängten und schoben, wie sie wirbelten oder auch ruhig dahinglitten! Manchmal türmten sie sich zu Bergen — dann drohte den Anwohnern Not, dann hieß es die Häuser verlassen, denn die Memel begehrte Einlaß in sie...

E. J.



So einfach ging es am Anfang zu. Das Postamt in Lindvinavas im Jahre 1929

Ein richtiger Bauer nimmt lieber die Forke in die Hand als die Feder. Und wer den Hobel führt, schreibt auch nicht gern. Hatte man sich etwas zu sagen, spannte man den Braunen oder den Schimmel an und trabte, trab, trab, durch dick und dünn zum Nachbar hin. Zur Hochzeit wurde man eingeladen und brauchte kein Telegramm zu schicken, und Postkartengrüße, die nachher doch in den Papierkorb wandern, waren nicht üblich. Wozu also brauchte man eine Post? So war es vor hundert Jahren. Als aber die Republik Litauen gegründet wurde, da wurde auch gleich in jedem Dorf eine Post eingerichtet. Nicht nur dann und wann, nein, täglich gab es eine Verbindung von Ort zu Ort, täglich kam die Zeitung ins Haus, täglich konnte ein Brief kommen. Ja, man gewöhnte sich daran, und wenn einmal die Post ausblieb, weil die Wege vom Schnee verweht waren, dann fehlte schon etwas, man vermisse sie schon. Statt kleiner Kammern und primitiver Häuser, in denen sie am Anfang Unterschlupf fand, entstanden später städtliche Postämter aus Stein und Glas. Es war eine Zeit des Aufbaues, der Fortentwicklung.

Welch eine Freude war es dann, als nach den Jahren von Krieg und Not die Post den ersten Gruß von unseren Landsleuten in Gestalt der „Heimatstimme“ brachte. Sie ist heute die „Post“ der Litauendeutschen und wie ungehalten sind wir, wenn uns die Post einmal diese unsere Post später bringt als gewöhnlich. E. J.

LITAUENDEUTSCHE Sprichwörter UND Redensarten

Ein sehr kluger alter Grieche — Aristoteles war sein Name — soll einmal gesagt haben: Ungebildete Menschen bringen bei jeder Gelegenheit Sprichwörter an; denn solche Gemeinplätze haben den Vorteil, der mangelhaften Bildung der Zuhörer zu entsprechen.

Nun ja! Er war ein gebildeter Mann, der Grieche Aristoteles, und er redete zu gebildeten Zuhörern. Wir aber sind Deutsche, und da wollen wir uns lieber einen Deutschen anhören: Dr. Martin Luther! Von seiner Bibelübersetzung hat er selbst gesagt: Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet!

Um daher Aristoteles gegen Luther abzuwägen: Mit unseren Sprichwörtern und auch Redensarten wollten und wollen wir nicht gebildet tun, sondern Deutsch reden. Deutsch reden aber heißt, deutlich reden, die Wahrheit sagen (so steht es auch im Duden!).

Wer will es bezweifeln, daß unsere Väter und Mütter, Opas und Omas ... nicht deutlich geredet hätten? Deutsch haben sie geredet!

Ihre Sprichwörter und Redensarten enthielten so viel Weisheit, Erfahrung, Witz, Schalkheit und was nicht noch alles, daß es sich verlohrt, diese Sprichwörter und Redensarten einmal insgesamt — wenn auch nicht vollständig — zu wiederholen.

Muß es noch besonders betont werden, daß die bildhaften Vergleiche, daß Umschreibung und Beschreibung, Sprache und Anschauung dem bäuerlichen Alltagsleben entnommen sind? Unser Pastor Dr. Wagner — und er muß es ja wissen! — schreibt in seinem Buch (Die Deutschen in Litauen), daß 65 Prozent der Deutschen in Litauen auf dem flachen Lande bzw. in Flecken bis zu 2000 Einwohnern lebten. Und woher kamen schon die Städter? Na! vons Land!

Die Probleme, die uns landsche Menschen bewegten, drehten sich um die menschlichsten Dinge: um Mann und Weib, um ihre Beziehungen zueinander, um Familie und Nachbarschaft und um ein bäuerliches Leben: um Acker und Hof, um Korn und Vieh. Und was der Russ' oder der Litauer treffend sagte, wurde von uns ins Deutsche übertragen, wie das auch umgekehrt geschehen sein mag.

Zum besseren Verständnis wird die Bedeutung mancher Wörter in Klammern angegeben; die Klammern gehören also nicht zum Sprichwort oder zur Redensart:

Varstoahne — varsteihst, bloß rede nich deihst!
Damit hätten wir bereits die erste Redensart, und nun geht es —
mit und ohne Kommentar — weiter:

Koch ihm sieß, koch ihm sauer — was e Bauer is, das bleibt e Bauer!
Kleine Kinder — kleine Sorgen; große Kinder — große Sorgen!
Blinder tu die Augen auf: Heiraten is kein Pferdekauf!
Was man spart vons eigne Mund, das fressen Katz un Hund!
E Wort is kein Sperling: Wenn es rausfliegt — fängst es nich mehr!
Alte Bobbe (Frau) — kalte Fieß; junges Mädchen — zuckerseiß!
Wer gut ißt, un wer gut farzt, brauch keinem Aptheker un keinem
Arzt!

Besser e Furz in 'e weite Welt, als e Rubel in 'e Apthek!
Kommst ieberm Hund, kommst auch ieberm Zagell
Wer nich schmeht, der nich fährt!
So e Toppche, so e Deckelchel
Fier e friehem Vogel beißt de Katz dem Kopp ab!
Wenn dich die beesen Buben locken, denn schmeiß die Schlorren
un lauf auf Socken!

Riehr nich e altem Haufen an, sonst stinkt!
Kommst Zeit, kommt Rat, kommt Gurkensalat!
Von 'e Ent' kannst keine Milch nich verlangen!
Paßt wie fier 'e Sau e Sattel!
Wems Brot ich ess', dems Lied ich sing!
Wer fahren will, muß auch das Schlittche ziehen!
Wer Pilzkes lesen will, muß frieh aufstehn!
Schimpfen, schimpfen tut nich weh; wer schimpft, hat Leis un Fieh!
Gut gefriehstickt, is halb gearbeit!

Dem eine gefällt die Tochter, dem andere — die Mutter!
Kuck, kuck: das Keiche! (Küken) lern! (lehrt) de Kluck!
Je älter der Bock, desto steiwer der Horn!
Was gehn dem Bock die Lämmer an?
Auch die Eil' (Eule) lobt ihre Kinder!
Aus 'e traurigem Dups kommt kein frehlicher Furz!
Verstand kommt nich vor Jahren: je älter, je — verrickter!
Kleine Kinder un Besoffene schiltz der liebe Gott!
Dem Dumme schlägt man auch in 'e Kirch!
Schloape goahne — wohl gedoahne; frieh upstoahn — geht mi
nuscht oan!

Fiers Gewesene gibt der Jud nichts!
Se moake, se moake — so lang un so briet.
Das ist deitsch; deutsch würde man so sagen: So Jacke, so Hose!
Der Herr geht, der Hund bellt.

Ein Schimpfender war also auch bei uns eine „Kreatur“,
Kinder wie die Bilder — Gesichter wie die A...löcher!
Bei den Redensarten werden wir ohne Redensarten (Kommentare)
nicht auskommen. Wie gesagt: Wir Litauendeutsche waren ein
Volk von Bauern! „Koch ihm sieß, koch ihm sauer...“ Aber:

Wenn aus 'e Schlorr e Pareezke wird!

„Bankes“ hießen bei uns Schröpfköpfe. Die halfen bei jeder Krankheit und wurden auch viel „gestellt“. Wenn aber nichts half, dann sagte man:

Hilft wie fier 'e Totem Bankes.

„Kumst“ war ein Nationalgericht: Frischer Kohl ergab „sieße Kumst“, Sauerkraut — „saure Kumst“; tat man in sieße Kumst Äpfel hinein, dann war es „sieß-saure Kumst“. Wenn etwas ganz gewiß kam, dann war es eben — so oder so — Kumst:

Kumst heite, kumst morgen — liebermorgen ganz gewiß!

Ein anderes Nationalgericht war „Bartsch“: eine Suppe aus roten Rüben, aus Beeten — „Beetenbartsch“. Beeten wuchsen im Garten, Fleisch war — geräuchert oder gesalzen — vorhanden. Es war billig, Bartsch zu bereiten:

Billig wie Bartsch.

Aber die Bartsch — wie auch sonst eine Sache — konnte leicht verdorben werden, wenn des Guten zuviel getan wurde — man weiß ja, viele Köche verderben den Brei:

Zwei Pilzkes in 'e Bartsch is zuviel.

Heute rechnen wir nach Meter und Zentner. Unsere Väter rechneten nach Arschin und Pud. Wenn etwas viel vorhanden war, dann war es eben zentnerweise da:

Auf Pud.

Noch „unter dem Zar“ war Litauen verwaltungsmäßig in Gouvernements eingeteilt. An der Spitze einer solchen „Gubernija“ stand der „Gubernator“. Er war eine vornehme und angesehene Person:

Eine große Schischke.

Schischke ist ein Tannenzapfen oder auch Kienapfel. Wie der Gubernator aber sonst „verwaltete“, kann man sich denken, und wenn dann eine Kontrolle von oben kam, war er in seiner Lage nicht zu beneiden:

Es geht ihm schlimmer als dem Gubernator.

In schlimmer Lage bleibt einem keine Wahl:

Chotz häng sich auf oder krauf in 'e Memel!

Elefanten gab es bei uns nicht, wohl aber Säue. Porzellanläden hatten wir schon, aber Erbsenfelder waren geläufiger:

Wie die Sau in 'e Erbsen!

Was ist selbstverständlicher als das natürliche Gebaren der Tiere? „Erfand“ oder „entdeckte“ jemand etwas „Selbstverständliches“, so hieß es:

Patent, patent! Wie der Erpel auf 'e Ent!

In Norddeutschland würde man sich an die Stirn tippen und „Schleswig“ sagen. Bei uns befand sich eine entsprechende Anstalt in Kalwarien:

Bist wohl aus Kalwarien?

Wer Pilzsammler ist, weiß, daß die Reizker in Nadelwäldern und auf feuchten Wiesen oft massenweise anzutreffen sind. Wer also viele Kinder besaß, hatte

Kinder wie die Riezkes.

Wer für einen anderen „auf den Busch klopfte“, wurde gefragt: Bist sein Kalfakter?

Wer sich für einen anderen einsetzte:

Bist sein Advokat?

Auf neugieriges Fragen, worüber gesprochen werde, was einem mitgebracht worden und dergl. mehr, sagten wir:

Bunte Nuscht mit jeele (gelbe) Feetkes (Füßchen).

Die nachfolgenden Redensarten sind sicherlich ohne Erläuterungen verständlich:

Leift (läuft) wie e verspaakter Eimer.

Stirzt sich rauf wie e Keichel auf Schnodder.

Schraggelt sich auseinander wie e Kuh bei 'es Seichen.

Was versteht sich e Schwein auf Appelsinen?

Das paßt wie e Pickel auf 'em Dups.

Stinkt wie e Iltse.

Stinkt wie die Krapest.

Schwimmt wie e bleierne Ent'.

Handelt wie e alte Judsche.

Redet wie e Klugscheißer.

Rot wie e Bijohn (Pfingstrose).

Krängelt sich wie e Furz ins Wasser.

Dumm wie e Strauchbesen.

Gelb wie Schelker.

Dunkel wie im Dups.

Hat Angst wie der Derwel vors Kreuz.

Hal Angst wie der Jud vore lange Nacht.

Fleißig wie e Hemske (Ameise).

Wie Eel (Öl) upe Seel.

Lacht wie e Endche Talglicht.

Schleppt sich rum wie die Katz die Junge.

Nun aber Schluß mit allen Redensarten, denn wenn wir kein

Ende im Reden finden, fragt man uns noch:

Hast e Entenpirzel aufgegessen?



DIE  **Z**ubrowka
DER WISENTSCHNAPS

Wer kannte sie nicht in Litauen, die „Zubrowka“, die „Stumbrine“ — den Wisentschnaps, so genannt nach Zubr, dem Wisent, der auf litauisch Stumbras heißt? Keine Zusammenkunft unter Freunden, kein festliches Gelage ohne dieses gelblich schimmernde aromatische Getränk mit dem Crashalm in der Flasche, zu dem als Beigabe die užkandžiai, der Imbiß, in den verschiedensten Formen gehörte.

Den Namen hat der Schnaps, wie erwähnt, vom Stumbras, dem Wisent, dem Wildstier, der einst in ganz Europa in freier Wildbahn hauste und sein letztes Rückzugsgebiet im Urwald von Bialowies hatte, bis er auch hier, am Ende des Ersten Weltkrieges, als frei lebendes Wild ausgerottet wurde und seitdem nur in zoologischen Gärten oder Gehegen vorkommt. Auf polnisch und auf russisch wird der Wisent „Zubr“ genannt; der Name „Stumbras“ findet sich im Litauischen noch in einigen Ortsnamen, ein Hinweis darauf, daß dieses mächtige Wild, auf das einst die Großfürsten von Litauen, die Könige von Polen, und zuletzt die Kaiser von Rußland Jagden veranstalteten, auch auf dem Gebiet des gegenwärtigen Litauen vorkam.

Doch was hat die „Zubrowka“, die „Stumbrine“, mit dem Wisent zu tun? Es gibt ein Gras, zu deutsch das „Mariengras“ genannt, auf lateinisch „Hierochloa odorata Wahlenberg“. Das wohlriechende Mariengras, dem der schwedische Botaniker Wahlenberg diesen Namen gegeben hat, heißt auf litauisch „kvapioji zubažole“. Ein oder zwei Halme wohlriechenden Grases werden in eine Flasche reinen Alkohols, je nach gewünschter Stärke, getan und die Flasche gut zugedekelt. Schon nach kurzer Zeit nimmt das Getränk eine zartgelbe Farbe an und ist hinsichtlich seines unaufdringlichen aber profilierten Aromas unter tausend anderen Getränken herauszuschmecken.

Das Mariengras wächst in Nord- und Mitteleuropa, Rußland, Nordasien und Nordamerika auf fruchtbaren Wiesen, an Bachufern, in Kiefernwäldern, in Gebüschern, in Brüchen, auf Torfmooren. In Litauen ist es recht häufig, jedoch nirgends in großer Menge, eher im ganzen Lande zerstreut, verbreitet. So erinnere ich mich, es auf den Wiesen an der Jese, an der Landstraße nach Prienai, gefunden zu haben.

Das Gras wird wegen seines angenehmen Geruches, wie viele andere wohlriechende Kräuter, mit der heiligen Maria in Verbindung ge-

bracht. Ubrigens gibt es noch ein anderes Mariengras, die „Hierochloa australis“, das südliche Mariengras, das in Litauen nur selten vorkommen soll — ich habe es nicht gesehen — sonst aber weiter südlich zu Hause ist.

Das Mariengras kommt auch im Urwald von Bialowies vor und soll hier zu den Lieblingskräutern des Wisentes gehören. Ob das stimmt, ist eine andere Frage, Tatsache ist, daß die Polen und Litauer das Gras nach dem Wisent benannt haben und nach diesem den Schnaps, die „Zubrowka“ oder die „Stumbrine“.

Das Mariengras hat seinen angenehmen Geruch von dem in ihm enthaltenen Cumarin, einem im Pflanzenreich recht weit verbreiteten Stoff. Er kommt im Ruchgras (*Anthoxanthum odoratum*) vor, im Waldmeister, der wegen seines Aromas bei der Herstellung des Maitranks verwendet wird, im weißen und gelben Steinklee, in der Tonka-Bohne (*Dipterix odorata*) aus Südamerika u. a. mehr. Ihm verdankt das Heu seinen Duft. Dieses Cumarin ist, chemisch gesehen, ein Lacton der o-Oxizimtsäure, das in den Pflanzen in der Form eines Glykosides vorkommt, das bei der Entwicklung der Pflanze durch Enzyme gespalten wird, wodurch das Cumarin frei wird. Darum tritt der Cumarin-Duft beim Heu stärker hervor als in den jungen, noch wenig entwickelten Pflanzen.

Jetzt wird das Cumarin nur noch selten aus Pflanzen gewonnen, das synthetisch hergestellte Cumarin wird in der kosmetischen Industrie, bei der Duft- und Geschmacksstoffherstellung, für Tabak- und Waldmeisteraromen verwendet.

Das Mariengras, die Zubrazole, wurde im Botanischen Garten in Freda/Kauen angebaut und der Ertrag an die Pharmazeuten verkauft, die, bei der Beliebtheit des Krautes, ein gutes Geschäft machten. Denn der Preis je Kilo betrug im Botanischen Garten 10 Litas, bei den Händlern erhielt man für einen Litas nur einige Halme.

Kann man das Mariengras durch andere cumarinhaltige Gräser ersetzen? Dies käme dort in Betracht, wo, wie in manchen Gegenden Deutschlands, dieses Gras selten oder schwer zu beschaffen ist, man andererseits solch ein aromatisches, an die alte Heimat erinnerndes Kraut nicht gerne missen und bei festlichen Anlässen auf dem Tische eine „Zubrowka“, eine „Stumbrine“, stehen haben möchte. Das überall auf nicht zu feuchten Wiesen in Deutschland vorkommende Gras „*Anthoxanthum odoratum*“ mit feinen, dünnen, mittelgroßen Stengeln, kann das Mariengras ersetzen. Nur muß dazu eine größere Anzahl von Stengeln genommen werden. Wenn vom Mariengras 1—2 Halme genügen, so braucht man vom Ruchgras, das ist die deutsche Bezeichnung für das lateinische „*Anthoxanthum odoratum*“, bedeutend mehr, da es feiner und von niedererem Wuchse ist als das Mariengras. Man pflückt es wie das Mariengras während der Blüte. Ob der Geschmack einer mit Ruchgras hergestellten Zubrowka genau der gleiche ist wie der, der vom Mariengras kommt, vermag ich nicht zu beurteilen, da ich in alkoholischen Getränken zu wenig kompetent bin.

A N S C H R I F T E N

Landsmannschaft der Litauen-Deutschen im Bundesgebiet e. V.

SPRECHER: Prof. Dr. Johannes Strauch, Linz (Rhein), Im Muzenbruch 15, Telefon 723.

BUNDESGESCHÄFTSSTELLE: Hannover, Engelbosteler Damm 75 A, I Zi. 10, Telefon 734 69.

REFERAT FÜR RENTENFRAGEN: Arthur Radetzky, Uphusen-Heuberg 448, über Bremen 5

REFERAT FÜR HEIMKEHRERFRAGEN: Albert Unger, Essen, H.-Strunk-Straße 7.

GESCHÄFTSSTELLEN DER GRUPPEN:

Berlin: Arnold Sahn, Berlin NW 21, Perleberger Straße 12.

Schleswig-Holstein: Arthur Hoffmann, Rendsburg, Danziger Straße 2.

Hamburg: Dr. Erik Boeltcher, Hamburg 13, Oderfelder Straße 20.

Bremen: Emil Koschek, Bremen, Rembertstraße 29.

Bremerhaven-Wesermünde: Edmund Scharfner, Bremerhaven-Surh., Düllmannsweg 9.

Bremervörde: Dr. Gustav Kubat, Gyhum über Rotenburg (Han).

Osterholz-Scharmbeck: Ewald Bronnemann, Osterholz-Scharmbeck, Königsberger Straße 23.

Verdon: Arthur Radetzky, Uphusen-Heuberg 448, über Bremen 5.

Oidenburg: Lydia Radetzky, Leer (Ostfriesl), Evenburgallee 66.

Diepholz: Pastor Alfred Franzkeit, Freistatt über Sulingen, Beheler Zweiganstalten.

Hannover: Hermann Hahn, Hannover, Odeonstraße 13 II.

Braunschweig-Salzgitter-Lebenstedt: Wilhelm Kumpfert, Salzgitter-Lebenstedt, Propst-Tittelbach-Weg 11.

Lüneburg: Eduard Kolbe, Amelinghausen über Lüneburg.

Nordrhein-Westfalen: Albert Unger, Essen-West, H.-Strunk-Str. 7.

Bielefeld: Albert Blum, Bielefeld, Heerperstraße 27B.

Bochum: Heinrich Zimmermann, Witten (Ruhr), Ledderken 2.

Dortmund: Adolf Hermann, Dortmund, Scheffelstraße 14.

Düsseldorf: Sigismund Blum, Düsseldorf, Solingenstraße 30.

Duisburg: Richard Krause, Duisburg, Sternbuschweg 102 c.

Essen: Albert Unger, Essen, Heinrich-Strunk-Straße 7.

Hagen: Ludwig Hein, Hagen (Westf), Franzstraße 62.

Köln: Johann Prißchkat, Köln-Riehl, Wellsteinstraße 1.

Mülheim: Otto Müller, Mülheim (Ruhr)-Dümpten, Ilseweg 5.

Oberhausen: Wilhelm Dorn, Bottrop (Westf), Prosperstraße 541.

Witten (Ruhr): Heinrich Zimmermann, Witten (Ruhr), Ledderkenstraße 2.

Lüdenscheid: Vertrauensmann Adolf Kühn, Lüdenscheid, Glatzer Straße 9.

Rheinland-Pfalz: Erika Mitzkewitsch, Kaiserslautern, Hilgardring 33.

Hessen: Richard Freimann, Frankfurt (Main)-Zeilsheim, Siedlung Friedenau, Risselsteinweg 17.

Baden-Württemberg: Johann Spertal, Leonberg (Würtl), Tunnelstraße 22.

Stuttgart: Lydia Januszis, Stuttgart-Mühlhausen, Aldinger Straße 131.

Tübingen: Max Saurien, Pfullingen, Kreis Reulingen (Würtl), Wilhelmstraße 18.

Bayern: Eugen Foerster, Bamberg, Am Obstmarkt 7.

Niederbayern: Ewald Gerulat, (13b) Blindham, Post Neustift über Vilshofen (Niederbayern).

Franken: Walter O. Lüneburger, Nürnberg, Schweinauer Hauptstraße 48.

Schweinfurt: Theodor Knappke, Schweinfurt, Ludwigstraße.

Bad Kissingen: Waller Hoffmann, Bad Kissingen-Garritz.

„HEIMATSTIMME“, Das Heimatblatt der Litauen-Deutschen in aller Welt, Salzgitter-Lebenstedt, Saldergraben 12, am Stadtpark, Telefon 4 20 75.

Hilfskomitee der Evangelischen Deutschen aus Litauen

Der Vorsitzende: Senior-Pastor Hermann Jaekel, Atzenhausen, Kr. Göttingen, Telefon 0 55 45/3 91 (Selbstwähldienst).

Geschäftsstelle: Hannover, Odeonstraße 13 II, Telefon 1 57 37.

Heimatortskartei der Litauen-Deutschen, Burg (Dithm.), Buchholzer Straße 40.

Heimatauskunftsstelle Baltikum, Abt. Litauen, Wiesbaden, Schillerplatz 2.

„Deutsch-Litauische Vereinigung“ im Rahmen der „Baltischen Gesellschaft“, München-Pasing, Gräfstraße 72.

Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland, Zentralbüro: Stuttgart, Stafflenberger Straße 66.

Evangelisches Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene, Bischof D. Heckel, München 2, Nymphenburger Straße 52.

Beratungsstelle des Evangelischen Hilfswerk für Auswanderer, Stuttgart, Gerokstraße 17.

Deutsches Rotes Kreuz: Nachforschungszentrale für Wehrmachtsvermißte, München 13, Infanteriestraße 7. Suchdienst für Zivilverschleppte, Zivilgefangene, Zivilinternierte: Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51.

Bund der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände, Bonn, Kölnstraße 3.

Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge, Bonn, Kirchstraße 3.

NOTIZEN

NOTIZEN

DER DEUTSCHE AUS LITAUEN

trägt zum Zeichen seiner lands-
mannschaftlichen Verbundenheit
sein



heimatliches Wappen, das silberne
Rautenkreuz im grünen Rautenfeld
auf schwarz-weißem Schild.

Zu haben bei allen Gruppen und in den
Geschäftsstellen der Landsmannschaft.

Der Deutsche

AUS

LITAUEN

IST

MITGLIED

SEINER

Landsmannschaft